

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 14/2010



Neues von Gott

Editorial	S. 3
Die Skrupellosigkeit erfolgreicher Sozialwissenschaft	S. 4
Ludwig vor dem Führerbunker	S. 5
Das neue Jahr verschluckt das Zerwühlte. Besuch im Salon des innengelenkten Herrn (Miss Harmlos)	S. 6
Kommunikationsversuche IV	S. 12
Street View (Andreas Heckmann)	S. 13
Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil XI	S. 13
Rezensionen: Christoph Türckes , Vom Kainszeichen zum genetischen Code' (Michael Löhr)	S. 21
Rezensionen: M. Schmidtmayrs ,Es wird heilige Kinder geben' (Thomas Glatz)	S. 31
Find the right track	S. 34
Aus dem Plattenarchiv	S. 36
Zum heiteren Schweinchen (Anna Serafin)	S. 38

**Impressum:**

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Editorial

Hallo Zusammen,

2010 geht zu Ende, das Jahr in dem wir Kontakt aufnehmen – Vollkontakt. Eine spezifische Art von negiertem Vollkontakt, der um sich selbst nicht wissen will. Alles in Ordnung, alles im Griff, die Krisenauffangmechanismen haben funktioniert, nur halt jetzt alles im Vollkontaktmodus. Muss man abkönnen. Da mag zwar etwas verloren gehen (so wie etwa die künstlerische Qualität auf dem filmischen Weg von 2001 zu 2010), aber wir kriegen das hin. Zumindest als Finalfighter, der sich selbst als homo socialis konzipiert.

Unter den Rahmenbedingungen des schee reden und hart schlagen positionieren sich die Friktionen ganz klar auf der Seite des schee reden. Zum Ende des Jahres mit wundervollen Beiträgen von Thomas Glatz, Michael Löhr, Miss Harmlos und erstmals Anna Serafin und Andreas Heckmann. Während sein Gedicht uns den Sommer zurückbringt, ausgelöst durch eine virtuelle Aufarbeitung des Welterlebens, führt Thomas Glatz in seiner Rezension in metaphysisch und gesellschaftlich recht finstere Zeiten. Es war über die Jahre viel zu wenig von Waisenkindern die Rede in den Friktionen, genau diese Lücke füllt der Text aufs trefflichste. Miss Harmlos erfreut uns mit einer Meditation über den gealterten Freud und seinen vermeintlichen Umgang mit Schnitzler – ein großes Lesevergnügen. Michael Löhr bringt uns in seiner Rezension erneut das Denken Christoph Türckes nahe, in diesem Fall mit der Besprechung einer Vorgängerveröffentlichung der ‚Philosophie des Traums‘. Mit den veganen Rezepten von Anna Serafin wagt sich Friktionen erstmals auf den Gebiet der konkreten Alltagsberatung und des Lebensstils. Ich freue mich, die erprobten Anleitungen zur kulinarischen Bereicherung in der Ausgabe zu haben.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, Dezember 2010

Spruch des Monats

Lass mich erst was sagen, bevor
Du ausredest!

Die Skrupellosigkeit erfolgreicher Sozialwissenschaft

Was tut man, wenn man Sozialwissenschaft betreibt? Man denkt, sortiert die Welt, richtet den Blick aus. Die Welt ansehen – ein vorraussetzungsvolles Unterfangen. Ein Prozess, der sie in denkbare Einheiten zerhackt. Eine Fluchtbewegung aus der Immanenz oder anders gesagt der Beliebigkeit. Standpunkt beziehen. Einen Ort suchen, von dem aus man in die Welt blickt. Der ist dann auszubauen. Konsistentes Begriffsgefüge, vielleicht auch Mauern aus Empirie aufbauen. Das mag einfach klingen, ist es aber nicht. Dieser Prozess enthält dieselben Herausforderungen, wie das Platzieren auf einer Liegewiese am See im Hochsommer, wenn man zu spät dran ist. Der Platz ist schon dicht bepackt mit Menschen, die sich auf Matten neben ihren Habseligkeiten positioniert haben. Man sollte niemanden räumlich zu nahe treten. Die Leute liegen schon länger im Gras und bestehen auf ihre Ruhe, ihr abgestecktes Feld. Man sollte sich nicht zu weit an den Rand begeben. Der Blick auf die Szenerie unterscheidet sich dann zu stark von dem der Anderen. Und: auf keinen Fall einen Schattenplatz wählen. Man wird nicht gesehen und der Grund der Anwesenheit ist gerichtet – die Sonne. Um das Bild in einer zusammenfassenden Bewegung wieder zu verlassen: anschlussfähig aber originell sollte man sein. Berücksichtigung der Genese des Felds, aber kein pures Plagiat. Neue Fragestellungen, aber nichts Abwegiges. Und vor allem: ein konsistenter intellektueller Weg ist zu beschreiten.

Erfolgreiche Sozialwissenschaft ist damit vor allem eins: der Wille zur Entscheidung, der Entscheidung für ein intellektuelles Framework, das Wiedererkennbarkeit garantiert und das Gelände für den erfolgreichen Weg durch die Wissenschaftsinstitutionen zur Verfügung stellt. Ideen, Konzepte, Welterklärung – Sozialwissenschaft als Entscheidungsmaschine. Nachdenken ist wichtig, wenn man sich einen Namen machen will, keine Frage. Noch wichtiger aber ist die Überwindung des Skrupels. Erfolgreiche Sozialwissenschaft basiert auf Entscheidungen. Entscheidungen bezüglich der verwendeten Begriffe, bezüglich der Wege, denen man folgt und bezüglich der Thesen, die man zulässt, vom Stil des schreibend Denkenden einmal gang abgesehen.

Ohne die Kompetenz des Zurückweisens geht hier nichts. Zurückweisen von Argumenten, Denkfiguren, Blickwinkeln. Eine Veröffentlichung ohne Blickwinkel – eine Unmöglichkeit. Texte, die nur Suchbewegungen sind, sich nicht entscheiden können – fatal. So setzt sich ex-post rezipierte Sozialwissenschaft aus entschiedenen Perspektiven und deren kanonischen Texten zusammen. Texte, die sich zu Abstracts und Buchdeckelbeschreibungen verdichten lassen. Ein Text ohne Verdichtungsmöglichkeit schafft keine Karrieren, keine Namen, kein Pfähle, die aus der Landschaft des Denkens aufragen. Nur das Konturierte ist massiv, beeinflusst Wanderungen, gibt Orientierungspunkt selbst dann, wenn man sie bei der Gestaltung des eigenen Wegs ignorieren will. Kann man denken ohne zu entscheiden? Gibt es Texte, die sich in das kollektive Gedächtnis oder das philosophisch-kanonische an sich einlagern, ohne dass sie auf kantige Eckpunkte reduzierbar sind? Gibt es einen ersten, zweiten, dritten Stock der Reflexion, wenn das Erdgeschoss ein Komposthaufen aus Suchbewegungen ist? Deleuze und Guattari liefern hier Ansätze für Fäden, die durch Kompost gezogen werden könnten.

Das Rhizom, das Netz.¹ Aber wieder Entscheidung. Eben Rhizom, nicht Hochhaus. Oder opaker Ball. Oder Schwamm.

Vielleicht schwammig denken. Es gibt immer Wege durch den Schwamm, wenn man den Ansatz nur genug verflüssigt. Monolithen werden den Schwamm immer verdrängen, den sozialen Raum besetzen. Zeichen, Identität, Weltgestaltung. Fallen sie aber um, gerammt von anderen Körpern im Bocciaspiel der Wissenschaft, nimmt der Schwamm seine Position in alter Form ein. In der Lage, Unmengen verflüssigtes Denken in sich aufzunehmen. Ein guter Ratschlag ist das schwammige Denken indes nicht. Hier können keine Gebäude entstehen, die von weithin zu sehen sind und als Touristenattraktion für Kommende dienen können. Das Hirn hängt voll mit Postkarten dieser bekannten Plätze. Man muss sie brav herzeigen beim Weg durch die Wissenschaftswelt, wie Backstagepässe. ‚Kenn ich, ist grau und groß. Da liegt auch der Fehler. Entweder klein und grau oder schwarz und groß!‘ Das Abarbeiten des Kanonischen als Nachweis dafür, dass man weiß, wie die Liegewiese aussieht und wo die Jungs platziert sind, die das Gewaltmonopol haben. Nur dann zählt die eigene Position – mit Bedacht gewählt. Nicht einfach den Bierkasten hingeklatscht wie ein Trampel.

Das Fazit? Es muss nicht immer eins geben. Schreiben oder Denken ohne Willen zu Aussage erscheint absurd. Schreiben oder Denken ohne Willen zur Entscheidung ist denkbar, bedient aber nur wenig das Realitätsprinzip der nachvollziehbaren intellektuellen Entwicklung. Einmal um den See gehen, statt sich auf die Liegewiese zu klatschen hat auch was. Mitspielen darf man dann aber wahrscheinlich nicht.

Ludwig vor dem Führerbunker

Guglmänner tanzen in der Schrankenhalle um ein Lagerfeuer herum. Ludwig ermordet – Vernichtungsknast Berg. Befreiungstheologie für bayerische Nationalisten. Zum Trinken gibt's Becks. Man wendet sich in Grausen ab, nur um festzustellen, dass in der gegenüberliegenden Glockenbachwerkstatt eine harte Tür das Oeuvre eines postmodernistischen Techno-Autors vor zuviel Publikum schützt. Immer schlecht, zuviel Publikum. So lässt sich der Nimbus von Underground, vom Kommenden, das noch zu entdeckenden ist, nicht halten. Es nieselt, die Taxis verlangsamen, wenn sie an der Stelle vorbei fahren, an der man steht. Doch wo sollen sie einen hinbringen? Halb zwölf – eine problematische Zeit für einen Abend unter der Woche.

Das weitere Vorgehen ist dann grundsätzlich zu klären. Achsenzeit würde Karl Jaspers sagen. Abbrechen oder Abkippen, das ist die Frage. Man kann diesen Entscheidungsmoment von einem Morgen aus denken, in dem der Weg durch einen langen Abend schon Vergangenheit ist, in dem ein Büroalltag auf ein ausgelaugtes Sein trifft, auf eines, das in der letzten Nacht einen Kredit aufgenommen hat und jetzt – bei hellem Tag, in besagtem Büro doch zu dem Urteil kommt, dass die Kreditsumme und der Zins das übersteigt, was die gestrige Nacht an unwägbarem Leben in den Erlebnisspeicher gespült hat.

¹ Vgl. Félix Guattari / Gilles Deleuze: Rhizom, Berlin 1976.

Oder man geht nur ein paar Stunden weiter, an einen Punkt, an dem sich der Ablauf der letzten Stunden zu einer Komposition fügt, die man selbst einen gelungenen Verlauf nennen würde. Alkohol und die komplexen Dynamiken von Selbstentäußerungen, Bedürfnissen, Ideen und Handeln haben sich auf eine Weise verdichtet, die wie ein Riss in der Immanenz wirken. Ein gefährlicher Gedanke, denn Alkohol alleine reicht nicht, damit dieser Riss auftaucht. Er ist auch stets zu klein um dem Sein eine Fluchtmöglichkeit zu bieten, ist wahrscheinlich mehr ein Licht, das der schummrigen Existenz neue Konturen mit in den Perspektivenschrank packt. Unbrauchbare Perspektiven zwar, denn selten ist etwas so verwischt und diffus, wie eine vermeintlich neue Idee um halb vier Uhr morgens. Quasi kennzeichnendes Merkmal der Situation, denn ein klarer, gut abgehangener Gedankengang in der Zeit bevor die Sonne aufgeht, ist für den Verlauf eines Abends in etwa so viel wert, wie Hundescheiße, die man vor der letzten Bar mit den verwinkelten Verläufen seines Schuhprofils aufgesammelt hat. Nichts anderes als ein Grund zu gehen, nach Hause zu gehen, denn Klarheit hat man genau so wenig gesucht, wie frischen Kotgeruch. Eher die Denkfigur, auf der man ins Gleiten geraten kann, das Sprachspiel, das ich in meine Welt einfügen kann, aber nicht bruchlos.

Das ist er wieder, der kleine Riss, der die Maschine erst einmal nicht stört, außer an besagtem nächsten Morgen, wenn die E-Mails hereintröpfeln, begleitet von tapferen Detailfragen der Kollegen. Der kleine Haarriss, der keine Funktionsprobleme mit sich bringt, bis die Betriebsbelastung ihn vergrößert. In katastrophischer Wandlung, im Zeitraffer, wird die Maschine etwas anderes, vollführt ungeahnte Bewegungen, Produkte werden zur Nebensache, der entgrenzte Prozess zum Zentrum des Interesses, des Entsetzens. Danach Ursachensuche. Wer war es? Der Mechaniker von Continental, der keinen Schraubenzieher bedienen kann? Der liberale Minister, der seinen König, ob seiner Bauobsession vernichtet? Der zehnte Schnaps in der 50. Nacht ihrer Art? Oder doch nur der Satz um halb drei, ein Gim-mick, ein Lückenbüßer, nur wenig reflektiert. Eigentlich unklar, aus welcher Quelle gehoben, ob kolportiert, plagiiert oder collagiert. Er hat nur diesen Riss erzeugt, diesen Riss durch den kein Sein passt.

Das neue Jahr verschluckt das Zerwühlte. Besuch im Salon des innengelenkten Herrn

Wenn sich der butterweiche Himmel auf die verschneiten Gartenstühle legt und ein letztes Mal den Sonnenstrahlsüchtigen einen letzten Schuss verpasst, ist es Zeit für den Herrn mit der dauerhaft popkulturellen Glückssträhne, in seinen Salon als der ewig Totgesagte zu laden.

Vergreisung. Gebrechen. Kann man als über Hundertjähriger noch cool sein?

Sigmund Freud ist pfefferminzfrisch, wie aus einem neuen Ozean aufgetaucht. Er feiert seine Wiederauferstehung von Saison zu Saison und er braucht nicht mal ein devotes Frauenzimmer das ihm die schwache Persönlichkeit ausschüttet. Doch hinter der vitalen Gesamterscheinung verbirgt sich auch ein recht angeschlagener Sigmund Freud. Er verabschiedet mit geradezu voluminöser Höflichkeit seinen Podologen, den medizinischen Fußpfleger, den er jetzt immer mehr benötigt, da er erstens: nicht mehr der Jüngste und zweitens sicher nicht mehr wie es heute erwartet wird der Fitteste ist und

drittens seine Leibspeisen wie Mohnnockerl und Beefsteak angespannte Cholesterinwerte auslösen, drohende Gichtattacken dazu, da sich der Fleischgenuss so schön in den Gelenken ablegt und viertens seine rauschhafte Verzweiflung sich mit Patientinnen in den Federn herumzudrehen über den medizinischen Therapieplan siegt und so zwar seiner Libido ein Herzenswunsch erfüllt wird, aber sein Rücken wie ein Bügelbrett versteift, der Bauch konkav sich wölbt, daraufhin die analysierten Frauen immer mehr in ein irres Gelächter ausbrechen wenn er sie ungestüm nach Konfekt und Rose-Wein ins Schlafgemach geleiten will. So kommt es, dass er sich zur Fußmaniküre nicht mehr bücken kann, akzeptiert zähneknirschend die Vorherrschaft der Altersgebrechen und hängt mit einer Flasche Fusel-Wodka über dem Behandlungsstuhl.

Unverbesserliche Visionen und der Ruf nach sparsamen Wirtschaftsverhalten

Endlich ist er mit sich und den Träumen allein. Auf den Visuals an der Wand sieht er Wellenbögen auf denen kleine putzige Nackedeis auf Bojen schaukeln. Er ist wieder dabei in sein Inneres zu tauchen, auch notwendig, da der Podologe heute recht grob den großen Zeh mit einem Hornhautscheuerschwamm bearbeitete und er nun das Gefühl hat auf den nackten Knochen zu stehen, so als hätte den Zeh Marina Abramovic mit dem Messer bearbeitet.

Durch den Türspalt sieht er Jenny zu wie sie in kreisförmigen Bewegungen unter heißen Wasserstahl das Frühstücksbrettchen reinigt und es hochkant zum Trocknen aufstellt. Freud wäre nicht der penible Geist wenn er jetzt nicht seine schulmeisterliche Stimme zur Jenny zurren würde: ‚War das Brettchen auch richtig fettig und verklebt mit Speisenresten, sodass sich auch wirklich so ein heißer Guss rentiert?‘ Mit den steigenden Energiekosten wird er immer knauseriger und außerdem mag er es auch ganz gern der Jenny bei den kreisrunden Reinigungsbewegungen zuzusehen, wie ihre Hände im kalten Wasser bibbern und sich ihr Körper zusammenzieht, strafft und ihr stattlicher Vorbau vor seinen Augen tanzt, bereit sich in die bornierte langsam sich aushauchende Wohlstandsgesellschaft wie Tropfen aus der Südsee, die es hier gar nicht gibt, fallen zu lassen.

Leise Tätigkeiten die ein Wohllieben ermöglichen, das ist in Freuds Sinne. Auch in dem Sauberhalten eines Frühstücksbrettchens liegt unterdrücktes Begehren, das spürt er sogar bis hin zum Kanapee.

Von den enthusiastischen Lebensmodellwandlerinnen

Wie von der Tarantel gestochen springt er auf, als er den Klang einer Vielzahl zersplitternder Glasflaschen hört. Das kann nur die Feministin sein, die ihn gleich besucht. Sie: Übertrieben jede Minute nutzend, am besten im loop fünfzehn Tätigkeiten auf einmal. Sogar der Weg zum Bio-Shop, in den ‚Victorias Secret-Shop‘, das Curry-Essen im Ostasiatischen Verein ist ohne vorausgegangenes Mind-Mapping nicht durchführbar. Sie ist die, die mit dem befriedigenden Gefühl und den leeren Flaschen zum Glascontainer marschiert und beim Klang der im Inneren zerspringenden Gläser innerlich jubiliert. Eine, die exakt um 15 Minuten den Einwurftermin verpasst und sich mit aufgesetzter Koketterie aus Affäre schlingert, Nachsicht einfordernd da sie ja so gestresst ist. Die Feministin muss heut im Salon dabei sein. Freud ist aber überzeugt, dass die Feministin seinen Rat, der eigentlich für Jeden taugte, dass nämlich jeder versuchen muss auf welche besondere Fassung sie selig werden kann, dass sie

diesen Rat ganz falsch verstanden hat. Durch ihre maßlosen Organisationskonzepte ist sie ihm ein geradezu vorbildliches Beispiel an zielgehemmter Regung. Vor nicht allzu langer Zeit war die Feministin noch eine Anhängerin des Bürgertums, die nicht im Traum daran dachte, dass die Globalisierung bald mit dunklen Gesichtern durch das Fenster lugte. Da besaß sie noch 200 Garnituren limitierte Edition des Silberbesteck-Musters ‚Eremitage‘ von 1850 in Sterlingsilber und ärgerte sich immer schwarz, wenn das Besteck zu schnell dunkel anlief. Da mittlerweile ja das gestelzte Essen komplett out ist und die bürgerliche Lebensform mit Porzellanfiguren und Silbergekröse von einfachen Besteck abgelöst wurde und die stilvolle Kaffeetasse nur mit verächtlichen Gequietsche kommentiert wird, entschied sich die ehemalige Bürgerin nun eine vorzeigbare Feministin zu werden und einen eigenen Mythos ‚female flow‘ zu entwerfen, zu dem ihre Therapeutin riet. Freud, davon überzeugt, dass diese Seelenbetrachterin nicht qualifiziert genug ist, ließ sich der notorisch stirnrunzelnden Feministin empfehlen.

Traumbilder unter der Oberfläche der Dinge

Was für eine Pracht hingegen die Jenny, deren schmutzige Hände im Seifenbadeschaum versinken und in dem schmutzigen Wabbern die Frühstücksbrettchen betasten, mit den Fingerspitzen die winzigen Holzrillen um Speisereste abfahren, ein erregender Anblick der Schönheit. Reinigungsbemühungen, die allein beim Zuschauen den Glockenklang eines ‚paradiso‘ hören lassen. Die Jenny soll aber auch mal erkennen, dass es Glück ist, sicher nur ein ermäßigter Glücks-Quotient, dass sie sich hier an den Dingen abarbeiten kann. Das Brettchen aus dem funktionalen Verwendungszusammenhang herausgelöst, erfüllt unter Freuds Anweisung die individuelle Liebesökonomie. Davon weiß die Jenny noch gar nichts.

Außerdem soll auch die kampfbereite, gleich auftauchende Suffragette nichts erfahren. Die würde sicher wieder mit einem Aufwand an volltönenden und inhaltsarmen Worten gegen die Freudschen Lebenstechniken schimpfen und er wäre schon nach den ersten unflätigen Reden so erschöpft, dass er sich nicht mal mehr milde an Jennys Brustumfang berauschen kann, der später beim Ausschneiden des Kaffee um die Tasse vorwitzig herumstreift.

Verstellung und Vorstellung

Die Feministin wäre ja gar nicht zu so einer schillernden Nervensäge geworden, wäre sie nicht so verwöhnt bürgerlich aufgewachsen und hätte sie mehr Erfolg als Koloratursängerin gehabt. Sie hielt sich für eine große Sängerin, versuchte sich an schwierigen Opernarien, die ein hervorragendes Ohr und einen außergewöhnlichen Stimmumfang verlangten. Aber auch ihr provozierender Trotz reichte nicht aus, die Experten von ihrem falschen Rhythmusgefühl, den grauenhaft schrillen und flachen Tönen zu überzeugen. Da nutzten auch keine fließenden Kostüm- und Männerwechsel wie das beispielsweise in der promiskuen R'n'B-Hiphop-Popschnatterlandschaft üblich ist.

Der vom scharfen Raubier-Gebiss der Umwelt dauerhaft Verstörte

Gleich wird der ebenfalls reanimierte Arthur Schnitzler recht nachlässig gekleidet zur Tür rein spazieren. Seine Gewichtsprobleme trägt er mit Fassung, bemerkt aber durchaus, dass die Mädchen sich nicht gleich die Blusen runterreißen. Er trägt noch den Schlafrock und eine wollige Schlafmütze und stibitzt sich aus der Käsespanschachtel, die offen in der Küche liegt, ein großes Stück ‚fromage de truffes‘, den er in ein frisches Baguette einklemmt.

Befeuern mit Gesundheits-Reizen

Die Feministin darf ihn so nicht sehen. Maßregeln würde sie ihn. Er solle nicht so verdrückt in sich hineinschlingen, denn da müsse ja sein Körper das sofort dick machende Hormon Insulin ausschütten. Sie würde ihm wieder mit ihrem Schlankheitsgesäusel und dem Endiviensalat in den Ohren liegen. In diesem Salat sei zwar auch Insulin drin, dieses weite den Magen aber angenehm und gäbe dem Gehirn ein wohliges Sättigungssignal. Die sanften Bitterstoffe der Intybine brächten die Verdauung in Schwung, was der schlanken Linie diene. Doppelt so viel Vitamine wie der Kopfsalat (Schnitzler schüttelt es grad bei dem Wort Salat, als lägen ICE-Zuglance Blutegel auf seinem Bauch), doppelter Gripeschutz mit Vitamin und das Sehvitamin A schlummert in den grünen Blättern reichlich. Arthur S. sieht aber in seinen Gedanken nur knospenschlagende Mädchen um sich und fühlt sich plump wie in Hefe gebackener Gugelhupf. Wo er vor einem Jahrhundert noch Erwartungshaltungen wie das feine Naschwerk weckte, erschrecken sich seine Mitmenschen nun und werfen bei einem Stück zuckerhaltigen Kuchen gleich Leinsamen hinterher, da man mit diesem wirksamen Schlankheitsmittel gleich Unliebsames wie Cholesterin, Gallensäure und die schönheitsschädigenden ‚Schlacken‘ aus dem Bindegewebe befördern kann und man ja kein Gramm Fett ansetzt. Der Schönheitswahn geht Schnitzler auf die Nerven, die Feministin sowieso. Er fühlt sich ständig auf frischer Tat ertappt, wenn er am Sahnetopf rumschleicht und eine Serie in Honig marinierter Perlhuhnbrüste verzehrt. Mit der Feministin ist Essen wie Schlafen am Arbeitsplatz, wenn man leer-gepowert den Heimweg nicht mehr schafft.

Der Taktiker

Freud lässt Schnitzler noch etwas schmoren. Dessen sozialkritische Unkenrufe verträgt er jetzt noch nicht. Sicher wird er wieder über die anstehenden Prozesse, ausgelöst durch seine qualitativ minderwertigen zahlreichen Liebesverhältnisse, klagen und jede kleinste gesellschaftliche hitzige Bewegung als jähe Panikattacke diagnostizieren. Und wie Schnitzler sich wohlfühlt in seiner theatralischen Hysterie-Überflutung. Manchmal ist der wie ein Weib.

Sicher kann er ihn auch verstehen, aber es war ja nicht alles unsägliches Biedermeier 2010² mit jungen, wohldressierten Menschen die sich in Zweisamkeit stürzen, gemeinsam kochen und die angelieferte Ökokiste sofort durchstöbern, ob sich ja auch ja nicht ein Rübchen aus entfernten Regionen hinein verirrt.

Da waren ihm seine kleinen verbotenen Früchtchen, die Hausmädchen, die sich unehrlich authentisch entrüsteten wenn man mit der Hand übers Gesäß ihres bleistiftengen Rocks streifte. Die kamen aus

² O.V.: Die Absturz-Panik der Generation Biedermeier, rheingold-Jugendstudie 2010, www.rheingold-online.de.

ihrer eigenen kleinen Welt und wurden schnell die süßen Vertrauten, so schamlose Flittchen, die es überhaupt nicht hinterfragen wollten, dass sie sich als ‚verworfenste Geschöpfe unter die Sonne warfen‘. Da mischt sich die Verachtung zur glühenden Begehr und man kann doch nicht loslassen und sie reizen einen mit ihren viel zu roten Mündern als die wohlbehüteten Jungfrauen aus den Vorortgemütlichkeitsvertäfelungsbehütungsbugalows.

Freud wiegt sich in dem neuen Sofa wie in Abrahams Schoss, seine innere Unruhe verliert sich durch das trance-artige Hin- und Herschaukeln. Er fühlte sich auf Wolke Sieben und gleich verabreicht ihm die Jenny noch eine Honigpeelingmassage mit Bergkristallsalz.

Vor der Türe Turbulenzen wie im Windkanal

Schnitzler, die ständig im Winterblues sich befindliche Feministin, ein italienischer Ministerpräsident (der frech um die Wohnzimmertüre wie ein tollwütiger Hund kreist und aus praller Erwartungshaltung, seiner ungebändigten Gier auf Neues sogar das Blumenwasser aus der zartblauen Badener Bodenblumenvase wegen hormoneller stimulativer Defizite trinkt), der Asyl bei Freud sucht, da er wieder aus einer Upper-Class-Edelnutten-Disko geflogen ist.

Schnitzlers Gejammer ist nicht zu überhören. Sogar die Jenny schimpft ihn, er solle sich nicht wie ein Kleinkind gebärden. Schnitzler wird Freud nicht los, der hakte sich schon in seine ‚Traumdeutung‘ ein.³ Freud vermutet, dass Schnitzler nur deshalb seit Jahren den Verfall der Welt durchdekliniert, weil er selbst im Whirlpool seiner aufeinander einschießenden Gefühle bemerkt, dass die Frauen sich nicht mehr zu jeder Tageszeit hinten im Park, zwischen den Kirschbäumen, mal kurz die Unterwäsche knieabwärts zerran lassen. Schnitzler interessiert sich ja eigentlich nicht für die Anderen, da kann er auch nicht verlangen, dass sie sich für ihn interessieren. Ein alternder Egoist, der mal auf der Welt kurz vorbei schauen darf. Eine arme Existenz, die immer noch nicht erkennt, dass körperlicher Verfall und künstlerische Bedeutungslosigkeit nicht gerade Lockstoffe auf der Suche nach Liebe und Anerkennung sind. Freud sieht versonnen auf das lustausströmende Becken seiner Jenny, die einen Kürbis mit olympioniken Körpereinsatz aushöhlt.

Entspannung im Gemetzel

Schnitzler, der Pechvogel. Freud ist zufrieden mit sich, vorübergehend zumindest, er sinniert: ‚Wer dann in späterer Lebenszeit seine Bemühungen um das Glück vereitelt sieht, findet noch Trost im Lustgewinn der chronischen Intoxination, oder er unternimmt den verzweifelten Auflehnungsversuch der Psychose.‘⁴ Trotz schallgepolsterter Wohnungstüre hört er die krächzenden Lamenti des Italieners und mehlspeisenverzierten Dramaturgen Schnitzler. Der Italiener ist triumphieren in ausweglosen Situationen gewöhnt, außerdem steckte er noch rechtzeitig Geld ins Täschchen und verbreitet unter dem untertariflich bezahltem Personal gute Stimmung. Schnitzler jammert indes monströser, der Jack Russel Terrier schlägt an und nimmt Kurs auf das Hosenbein des weinerlichen Zukunfts-Klarsehers,

³ Freud veröffentlichte 1899 die ‚Traumdeutung‘ und Schnitzler kritisierte ihren Dogmatismus. Im selben Jahr veröffentlichte Schnitzler die Erzählung ‚Leutnant Gustl‘ und führte den inneren Monolog in die deutsche Sprache ein, der in Beziehung zur Freudschen Traumdeutung steht.

⁴ Sigmund Freud: Das Unbehagen der Kultur, in: ders.: Werksausgabe in 2 Bänden, Frankfurt am Main 1978.

der die Menschheit immer bedroht vom Sittenverfall sieht. Freud genießt sein Marihuana-Zigarillo: ‚Der Arme, ist halt kein Geselliger, jetzt hat er auch noch eine Psychose.‘ Draußen vor der Türe ein kleines schadenfrohes Gemetzel. Der Italiener in außer Rand und Band gelaufenen flammender calvinistischer Bereitschaft, dieses Haus hier so zu organisieren, dass die Menschen keine Ruhe aber viele Gelegenheiten zur maßlosen Sünde finden werden, versetzt Schnitzler einen kleinen Nasen-Stupser, bei dem der gleich in Ohnmacht plumpst. Hier ist bald nur noch Platz für die Zügellosen, die Schlemmer und Verführer.

Freud streift sich nun seine adriablaue Bademanteluniform über, Jenny steht als Schwimmgehilfin ihm im bienengelben 50er Jahre-style Bikini zur Seite, schüttelt ihre Rita Hayworth-Mähne. Erst einmal unter Lichttherapie im Bade entspannen, sein geladener Schnitzler wird ihm noch früh genug über seine gebrochene Nase mäandernd schmerzverzerrt und dem hakenschwingenden Italieners erzählen. Der wird sicher allen Anklagen entgehen. ‚Das bewusste, denkende Ich ist nicht im moralischen Sinne verantwortlich für dasjenige, was das Gehirn tut, auch wenn dieses Gehirn ‚perfiderweise‘ dem Ich eine entsprechende Illusion verleiht. Wenn also Verantwortung an persönliche moralische Schuld gebunden ist, wie dies im deutschen Strafrecht der Fall ist, dann können wir nicht subjektiv verantwortlich sein, weil niemand schuld an etwas sein kann, das er gar nicht begangen hat und gar nicht begangen haben konnte.‘⁵

Erlösung und Erhöhung

Der Italiener wird seine durchsichtige aber listige Narrenkappe aufsetzen und sich herauswinden, dass er an gar nichts schuld sein kann, da er für ein moralisches Ich überhaupt keine Notwendigkeit sieht. Der weinerliche Schnitzler wird ihn sicher nicht weichklopfen. Diesen italienischen, nach Dauerapplaus sich streckende Hampelmann will Freud haben, seine Versuchsperson die seine Analysen mitmacht, die sich in die flüchtigen Zufälle einreihet, die sein Leben gestalten. Freud wie neu geboren, aus den Tentakeln der Vergangenheit sich befreiend wird ein „zerebrales Strohfeuer“ in dem italienischen Quälgeist entfachen und er wird endlich wieder in aller Welt erhört werden.

Die Möglichkeiten einer Lösung?

Freud betrachtet zufrieden lächelnd Jennys Gesäß und murmelt im Einschlafen: ‚Der Himmel ist so schön rund, so schön rund...‘

Schwerfällig stürzt sich der vormals lichte Himmel auf die Nacht und das Spiel mit den überdimensioniert Attraktiven in ihren torpedoschlanken Körpern, den Lügen der nicht immer gut ausgehenden Liebe, beginnt. Die bitteren Wahrheiten ungewollt abschöpfend und bei Sigmund F. sich entspannt frei plaudern, während draußen vor der Tür die ungeordneten Gefühle aus dem Kurs der psychischen Kompassnadeln geraten sind.

Miss Harmlos

⁵ Gerhard Roth: Aus Sicht des Gehirns, Frankfurt am Main, überarbeitete Neuauflage 2009.

Kommunikationsversuche IV



Demre (TR), 2007
 Bamberg (DE), 2009
 San Diego (US), 2007
 Germering (DE), 2010
 Santa Cruz (ES), 2010



Street View

Für Marcus Geiß

In kalter Schneenacht
fahre ich
durch die Straßen meines Viertels
und erkenne meinen Buchhändler,
wie er rauchend, plaudernd, nackten Fußes
im Sonnenschein
vor seinem Laden
an einem Bistrotisch sitzt.

Andreas Heckmann

Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil XI

Was bisher geschah

Der Alltag im Wohnheim hat sich geändert. Alte Wegbegleiter verlassen im Monatsrhythmus das Heim um in betreuten Wohngemeinschaften weiter zu Lektorieren. Unser Protagonist verbringt einen relevanten Teil seiner freien Zeit in Gruppensitzungen von Frau Werinher, die Bewohner, die nicht als uneingeschränkt sozialfähig eingestuft wurden, auf diese Weise an ein Leben außerhalb des Heims heranführen möchte. Die Änderungen plagen unseren Protagonisten, der unschlüssig ist, ob er dem Weg in eine WG etwas Positives abgewinnen kann. Der September endet mit der Ankündigung der Sozialpädagogin in Einzelgesprächen die Beurteilungen, die Mitte des Jahres den weiteren Weg der Bewohner entschieden hatten, neu zu setzen. Unser Protagonist ist nervös. Drohende Veränderungen zu verarbeiten war nie seine Stärke, erst recht nicht, wenn sie von Außen kamen.

4. Oktober

Heute war die letzte Sitzung mit Werinher in der inzwischen vertrauten Konstellation. Drei Monate lang hat sie sich von Berufs wegen unsere mehr oder weniger inszenierten Probleme zu Gemüte geführt. Immerhin haben wir Klienten jetzt einen veritablen Überblick über die aktuellen Gruppentherapietechniken für frustrierte Neurotiker. Ich hätte ja lieber ein Buch darüber gelesen. Trotzdem haben wir einen stressfreien Umgang mit Ingrids Defätismus, Horsts devoter Haltung, meiner vermeintlichen Kooperation und Peters schlecht kaschierter Verzweiflung gefunden. Unsere Sozialpädagogin drückt das anders aus. Sie bedanke sich für die kooperative und intensive Zeit mit uns. Sie könne durchaus Fortschritte und erkennen und glaube an uns und unsere Zukunft. Wir sollten aber weiterhin an unserer Ehrlichkeit uns selbst gegenüber arbeiten. Nur so wäre ein erfülltes Leben auch in der Ge-

sellschaft möglich. Ich glaube, sie meint das ernst. Sozialität und Handeln wird nur in Ausnahmefällen von Ehrlichkeit gegenüber sich selbst stabilisiert. Wie will man etwas bewegen, wenn man sich nicht selbst vormacht, das Ganze wäre wichtig und richtig? Verblendung als Führungskompetenz. Halbre-flektierte Überzeugung als Basisbaustein von jedem echten Charisma. Jedem sein kleines Sendungs-bewusstsein. Nächste Woche Einzelgespräch mit Werinher. Mir ist schon wieder schlecht.

5. Oktober

Erwin hat sein Zimmer wieder bezogen. Noch hält die Entgiftung aus dem Krankenhaus, heißt es. Mit uns spricht er im Moment nicht. Es hat mich all meine Kraft gekostet, gestern an seinem Zimmer vor-beizugehen, zu klopfen. Er hat mir die Tür vor der Nase zugeschlagen. Aus seiner Sicht Verrat auf ganzer Linie. Nicht wir haben ihm die Nachricht seines Scheiterns überbracht, sondern Guggenhaus. Unser Unterlaufen der Minimalsolidarität im Wohnheim, unsere Schwäche, diesen unschönen Moment des Scheiterns nicht mit ihm zusammen auszuhalten, kreidet er uns an. Ob zurecht oder unrecht, mir geht es schlecht damit. Es verweist mich einmal mehr auf meine fehlende Größe im Umgang mit Anderen.

8. Oktober

Ich verlasse das Zimmer im Moment nur zum Museumsdienst. Morgen habe ich mein Gespräch mit Werinher und das tut mir nicht gut. Es zeigt sich, dass meine Lernfähigkeit im Zusammenhang mit Situationen, die ich als unangenehm empfinde, keine meiner Stärken ist. Nicht einmal verhaltensthera-peutische Tricks gelingen mir an mir selbst. Ich beiße mich in möglichen katastrophischen Verläufen fest, in Tagträumen, habe einen schweren Magen von Konflikten, die in der gelangweilten Verwal-tungsatmosphäre bezahlter Sozialarbeit im Normalfall nie aufkommen. Darüber sollte unsere Sozial-pädagogin sprechen: ‚Wie halte ich Gespräche mit mir (also Frau Werinher) besser aus?‘ – Ein Work-shop über 90 Minuten, anschließend Magenbitter gratis.

11. Oktober

Ich kann es nicht wirklich glauben. Ich bin raus. Das von mir so gefürchtete Gespräch dauerte genau zehn Minuten. Gut entwickelt hätte ich mich, aus ihrer Sicht gäbe es einen neuen und konstruktiven Umgang mit meinen Schwächen, der eine Überweisung in eine betreute Wohnsituation voll und ganz rechtfertigen würde. Ich habe mich zum Abschied mechanisch bedankt. Weil man das so macht oder weil ich den Eindruck hatte, dass sie es erwartete. Ich weiß es nicht mehr. Zerrüttete Ratlosigkeit. Wo werde ich in drei Monaten sein? Wie soll ich das schaffen?

13. Oktober

Ingrid darf oder muss die Existenz der letzten drei Monate fortsetzen. Werinher glaubt nicht, dass sie in der Lage ist, ein Leben draußen zu meistern. Sie soll weiter an sich arbeiten. In einer Gruppe, die neu zusammengesetzt wird. Peter hat laut Ingrid wie sie Verlängerung bekommen. Er will sich wohl den Gruppensitzungen zukünftig verweigern und sich auf ein Leben im Heim einrichten.

15. Oktober

Ernas Stimmungslage erreicht ein alarmierendes Frustrationsniveau. Ihr Widerstand gegen ihren endgültigen Verbleib im Heim hat bisher keine Früchte getragen. E-Mails ohne Antworten, Gesprächstermine mit Brezner, in denen sie nichts anderes zu hören bekommt, als das bereits Besprochene: es gibt keine Einspruchsmöglichkeit gegen das Diktum von Frau Werinher. Ihr Hass gegen unsere Sozialpädagogin, die stoisch ihren Job macht, als würde sie im Verteilzentrum für Pakete arbeiten, nimmt Ausmaße an, die das Schlimmste befürchten lassen. Ein Ausbruch, der auch körperliche Übergriffe mit einschließen könnte, scheint unmittelbar bevor zu stehen.

16. Oktober

Nach dem Essen auf dem Weg zum Museumsdienst läuft mir Max über den Weg. Er ist außergewöhnlich gut gelaunt. Auch er hat die Überführung in eine WG in Aussicht gestellt bekommen und freut sich sichtlich. Er will mit mir in der Stadt auf ein Bier gehen. Ich kann nicht. Der Stress, den der Kontakt mit der Außenwelt bei mir erzeugt, gepaart mit einem Mittrinker, der – anders als ich – offensichtlich weiß, was er will und das auch bekommen hat, löst in mir unbezwingbare Fluchtendenzen aus. Ich täusche Magenweh vor, ein Manöver, das sich als selbsterfüllende Prophezeiung erweist. Ich übergebe mich die halbe Nacht.

20. Oktober

Das Projekt des diesjährigen Wohnheimreaders ist irgendwie dabei zu verpuffen. Alexander Brixen, dem das Ganze letztes Jahr noch als Plattform diente, sein professorales Selbstverständnis aufzupolieren, hat sich dieses Jahr dem Buch mit dem Hinweis auf seine eigenen anstehenden Veröffentlichungen entzogen. Viel ihm sicher nicht leicht. Obwohl er wahrscheinlich nicht vergessen hat, wie die Verwaltung ihn bei der Auswahl der Texte überstimmt hat, bot das Projekt doch jede Menge Möglichkeiten sich in Szene zu setzen und alte Muster aus dem Berufsleben für sich und interessierte Bewohner zu prolongieren. Dabei haben die Geschehnisse des ersten Jahres die Veröffentlichung bereits ordentlich diskreditiert. Der Verlag legte letztlich mehr oder minder nur die Belegexemplare für die Autoren auf. Offiziell ist das Buch schon nicht mehr verfügbar. Wenn man quengelt, druckt unser Arbeitgeber aber noch Ausgaben im On-Demand-Verfahren.

All das lässt den Bewerbungsansturm auf die Ausgabe zwei ausbleiben. Selbst in einem Reich der Ertrinkenden ist den meisten dieses Jahr klar, dass die Texte unsere Mauern kaum verlassen werden. Nur bei den Neuen scheint das Interesse größer. Es hat wohl niemand für nötig befunden, ihnen gegenüber das Ganze ins rechte Licht zu rücken. Oder sie glauben uns nicht. Egal.

Christiane hat sich trotzdem mit einem Text beworben. Quasi fleißiges, angepasstes Arbeiten jenseits der Hoffnung. Nachdem sich Kränkungen und Zurückweisungen im letzten Jahr so hoch gestapelt haben, das ein unverstellter Blick darüber hinaus kaum mehr möglich ist, ist sie in einer Existenz jenseits ihrer Selbst angekommen. Keine Versuche mehr, das abzuwenden oder zu verändern, was ist.

22. Oktober

Ingrid hat ihren Salon abgekündigt. Ein großer Anschlag am schwarzen Brett in fahrigem Lettern. Nicht einmal richtig aggressiv. Nur etwas von ‚trägt sich inhaltlich nicht mehr‘. Ich selbst habe den Zettel nicht gesehen. Er wurde innerhalb von Stunden von der Verwaltung entfernt. Frau Sechinsky habe da wohl etwas vorschnell gehandelt, lässt sich der aktuellen Mitteilung am schwarzen Brett entnehmen. Der Salon finde wie gewohnt weiter statt. Frau Sechinsky sähe sich aber aufgrund akuter persönlicher Probleme im Moment nicht in der Lage, den Salon auf dem gewohnt hohen Niveau weiter zu führen. Aus diesem Grund würde die Veranstaltung zukünftig von Herrn Wardon aus Haus eins geführt. Die Verwaltung freue sich, hier einen Bewohner gefunden zu haben, der aufgrund seiner Biographie hervorragend geeignet sei, diese Veranstaltung zu den Themen der Zeit weiterzuführen.

Es scheint sich um irgendeinen Neuen zu handeln. Vermutlich glaubt er sogar noch an das Ganze. Ingrid ist am Ende. Ihr Aufbäumen gegen die Entscheidung von Werinher wurde mühelos umgemünzt in eine persönliche Krise. Auch wenn alle wissen, was gelaufen ist, bleibt die ungerührte bürokratische Umdeutung persönlicher Frustration als Demütigung stehen.

24. Oktober

Peter hat sich wohl mit einem Text für den Wohnheimreader beworben. Eine kaum modifizierte Fassung seines Aufsatzes über die österreichischen Sozialisten vom letzten Jahr. Nach seiner Verlängerung hier im Wohnheim ist er wohl auf subtile Formen von Krawall gebürstet. Die Ablehnung des Textes haben die meisten noch in schlechter Erinnerung. Er will wohl irgend jemanden zwingen, dieses unangenehme Ritual zu wiederholen. Mal schauen wie sich der neue Herausgeber auf diesem unschönen Terrain schlägt.

25. Oktober

Letztlich war es ein einfaches ‚Guten Morgen‘. Wenn die Vorgeschichte nur lang genug ist, schrumpft der auslösende Moment auf die Größe eines Nichts zusammen. Erna jedenfalls zischte ‚Schlampe!‘ als Antwort auf einen Gruß, der wohl alles andere sein sollte, als ein bedeutungsgeladenes Stück Kommunikation. Werinher machte dann den Fehler, diese Kampfansage nicht zu überhören, sondern nachzuhaken. Wenn man den ausufernden Erzählungen von Horst glauben schenken darf, der wohl leicht unterzuckert in Richtung Speisesaal über denselben Gang wie die beiden wankte, dann schlossen sich an diese Eröffnung unschöne Szenen von herber Gemeinheit an. Es wurde schnell laut: ‚Sie haben keine Ahnung, sind eine Faschistin mit dem mittelmäßigen Psychologisierungswerkzeugen eines ans Ende gekommenen universitären Ausbildungssystems‘ gegen ‚Alles was sie vorbringen, zeigt nur, wie recht ich mit meiner Einschätzung hatte.‘ Irgendwann dann die Gewalt der Machtlosen in diesem Spiel, bis die Pfleger dazwischen gingen.

26. Oktober

Werinher war noch ein bisschen wackelig beim Mittagessen. Ihr fehlen ein paar Haare über dem rechten Ohr und das blaue Auge ist veritabel und verstärkt noch die Asymmetrie ihres ansonsten

bedeutungsarm-netten Gesichts. Erna wurde in den Ruheraum verfrachtet. Folgt man den Gerüchten auf dem Flur und im Essensaal, erwägt Brezner ernsthaft eine Anzeige. Übergriffe gegenüber dem Personal könnten auf keinen Fall geduldet werden. Psychologisierende Übergriffe gegenüber den Insassen dagegen sind Teil des Konzepts.

1. November

Häckel persönlich hat die redaktionelle Leitung des Readers übernommen. So kurzfristig hat sich wohl kein Bewohner gefunden, der bereit gewesen wäre, sich dieser brenzligen und überdies von der Verwaltung kontrollierten Aufgabe zu stellen. Also muss die stellvertretende Wohnheimleitung ran. Er hat recht schnell verlauten lassen, dass Christianes Texts wohltuend mittelmäßig sei und voll den formalen Ansprüchen an Wissenschaftlichkeit genüge. Kein Grund für eine Wiederholung des letztjährigen Dramas. Anpassung zahlt sich offensichtlich aus, auch wenn sie aus Kraftlosigkeit geboren ist und nicht aus einer zynischen Entscheidung.

4. November

Anscheinend will Häckel das Thema ‚Reader‘ schnell und zur Zufriedenheit aller über die Bühne bringen. Peters Text, eigentlich nur Provokation angesichts der letztjährigen Vorgeschichte, wird kommentarlos angenommen. Die Bedeutung des symbolischen Anteils bei der Readerproduktion ist damit ein eindrucksvoll bestätigt. Es ist eine Art Opium fürs Wohnheim. Qualitätssicherung gibt es nicht. Jeder kann, wenn er nur minimale Kriterien einhält. Macht ja auch nichts. Außerhalb des Heims existiert das Werk nur in Verzeichnissen lieferbarer Bücher, kaufen wird es niemand.

In gewisser Weise ist das ehrlich und transparent. Ich kann mir kaum vorstellen, dass die Bücherberge, die jeden Monat aus den Läden geschleppt werden auch nur ansatzweise gelesen werden. Eine Lesequote würde mich wirklich interessieren. Wie viel Prozent der verkauften Bücher werden denn wirklich konsumiert – so von vorne bis hinten? Fünf Prozent? Zehn Prozent? Bisher habe ich dazu keine Aussagen gefunden. Untersuchungen gibt’s denn auch eher für Zeitungen. Dort hat der Begriff eine gewisse Operationalisierung in der vollkommen vernutteten empirischen Sozialwissenschaft gefunden. Nachvollziehbar, vor allem Zeitungsfuzzis wollen wissen, von wie vielen Lesern ein Artikel zu wie vielen Prozent gelesen wird. Das prägt Anzeigenpreise und die Chancen auf der Einnahmenseite der jeweiligen Verlage. Bei Büchern ist das egal. Verkauft ist verkauft. Ich fände es trotzdem aus Autorensicht spannend. Bist Bestsellerautor, hast aber nur zwei Leser. Der Rest geht an Weihnachten über den Tisch und ungelesen in den Schrank, weil es ein typischer Titel ist, der keinem weh tut.

8. November

Erwin trinkt wieder. Diesmal nicht als Strategie für eine bessere Betreuung, sondern nach eigenem Bekunden aus schlichtem Trotz. Wenn schon Wohnheimdelinquenz, dann wenigstens auf eine Weise, die maximale Unannehmlichkeiten für alle Betreuungsfunktionen beinhaltet, erklärt er und trifft sich

damit vor allem selbst. Der fatale Irrtum eines Mannes, der die Sorge um sich weit tiefgreifender aufgegeben hat, als die Meisten von uns.

10. November

Rubin erscheint zum Mittagessen im Wohnheim. Hoch aufgerichtete Haltung, ein musternd-umher-schweifender Blick. Es ist ein Einmarsch ins Stadion, fast glaube ich römische Fanfaren zu hören. Ziel: leider unser Tisch. Ja, es gehe ihm hervorragend. Leider biete das Wohngemeinschaftsleben zusammen mit kaum strukturierten Menschen nicht die Rahmenbedingungen für die Arbeit, die er sich erhofft habe. Deswegen wäre im Moment leider noch eine Distanz zwischen tatsächlicher Arbeitsleistung und seinen Plänen zu konstatieren. Aber: er befinde sich auf dem besten Weg. Mir ist schlecht, ich kann nicht aufessen, obwohl es Fleisch gibt. Fahrige Übergriffe auf eine alte Schnapsflasche im Zimmer.

15. November

Ein Herr Windheim hat sich angekündigt. Er gehört derselben Profession an wie Werinher. Allerdings befasst er sich mit der Betreuung von Wohngemeinschaften, in denen auch die erste Welle der Ausgezogenen gelandet ist. Ich soll mit ihm zu meiner zukünftigen Heimstätte fahren. Zimmer ansehen und die Bewohner kennen lernen. Mir ist schlecht. Ich werde aber aus dem Wohnheim gezerrt, bevor ich mich für einen Krankenstand entscheiden kann, der auch von unserem Wohnheimarzt Huber bescheinigt ist.

Insgeheim hoffe ich auf ein möglichst großes Wohnsilo am Rande der Stadt. Die Plattitüden über das anonyme Leben dort, in Siedlungen in denen keiner keinen mehr kennt, und was das für ein Jammer sei, gehört zu den ältesten Phrasen der späten Modernisierung. Ich hege im Zusammenhang mit dem betreuten Wohnen den unbedingten Wunsch in so eine Situation zu geraten. Das wäre eine unglaubliche Entlastung für mich, nicht über den sozialen Raum hinaus kommunizieren zu müssen, in dem ich in einem Monat eingepfercht werde. Eine unangenehme Nähe steht mir dann wohl bevor. Zwei Menschen, mit denen man seine unmittelbare Lebensorganisation koordinieren muss, keine Chance auf Rückzug. Unmöglich mich dann noch mit meinem weiteren Umfeld auseinandersetzen zu müssen. Ich hoffe auf eine Situation, in der man nicht weiß, wer die Menschen sind, die zufällig im selben Haus wohnen, in der man nicht aufgerufen wird an ihrem Leben teilzunehmen und sich mehr oder weniger passend zu den Problemen ihrer jeweiligen Lebenssituation zu äußern. Ich bin in dieser Hinsicht nicht gut aufgestellt. Meistens fällt mir nicht das Passende ein und auch, wenn ich unauffälliges und erwartungsgemäßes Handeln abliefern, in etwa das richtige sage, kostet es mich doch eine unglaubliche Anstrengung genau das zu tun. Ist schon klar, niemand findet Dich unter solchen Umständen, wenn du tot in der Wohnung liegst. Aber dafür sind ja die Sozialpädagogen und die Mitbewohner da.

Letztlich landen wir per Kleinwagen bei einem fünfstöckigen Stadthaus aus den fünfziger Jahren, in einer Vierzimmerwohnung, pragmatisch eingerichtet. Auf den fröhlichen Ruf von Herrn Windheim ‚euer neuer Mitbewohner kommt vorbei, sich vorstellen!‘ schleichen zwei Männer Mitte vierzig,

mühsam gepflegt aus ihren Zimmern. Hände schütteln, ‚freut mich, sie kennen zu lernen‘. Dann hat keiner etwas zu sagen. Windheim führt mich in ein leeres Zimmer, in eine Weite gestikulierend, die an den kahlen Wänden zerschellt. ‚Das ist dann ihr Reich!‘ Ich freue mich, finde es ganz toll und mache damit einen Sozialpädagogen glücklich. War gar nicht nett gemeint, ich bin nur, wie so oft, nicht in der Lage Reibungsflächen aufzubauen. Es erleichtert mich, dass auch den beiden Bewohnern meiner neuen Heimat zum Abschied nichts belanglos-verbindliches einfällt, dass sie mich mit einem halb verschluckten ‚bis dann‘ wieder mit Windheim ziehen lassen.

18. November

Ein Mittagessen mit Horst bringt mich auf den neuesten Stand. Es heißt, Sigrid sei aus ihrer WG geflogen. Schon vor einer Woche. Bisher wurde sie aber noch nicht im Heim gesichtet.

23. November

Es hat sich herausgestellt, dass es in der Wohngemeinschaft von Sigrid nur zu einem massiven Zerwürfnis gekommen ist. Sie hat sich geweigert, weiter zu lektorieren – nicht offensiv, sondern einfach nur Abgabetermine ignoriert – ganz die neue Ingrid, die die direkte Konfrontation nicht mehr eingeht. In ihrer WG soll sie recht beliebt sein – soweit das in einer Zwangsgemeinschaft durchgängig anstrengender Menschen möglich ist und soweit Horst das aus der Distanz und aus der Gerüchteküche beurteilen kann.

2. Dezember

Brixen hat offensichtlich eines seiner Werke fertig gestellt. Es lässt beim Mittagessen verlauten, dass er jetzt bereit sei, Bewerbungen für die Durchsicht der Korrekturfahnen entgegen zu nehmen. Er hat nur keine Druckmittel mehr, die gespieltes Interesse auslösen könnten. Keiner meldet sich außer Christiane, die ihre Anpassung damit auf eine neue Spitze treibt. Ich bin außerstande einzuschätzen, ob es wirklich totale Selbstaufgabe ist oder eine komplette Ironisierung der Situation durch Überaffirmation.

6. Dezember

Max ist weg. Kurz vor Nikolaus wurde sein neues Zimmer in der Wohngemeinschaft bezugsfertig und er als endgültig auszugsfähig eingestuft. Seine letzten Wochen waren schon von einer heiteren Geschäftigkeit geprägt, die in mir Neidgefühle auslösen. Er ist sich seiner Sache so sicher, dass er nichts als Freude über diese Entwicklung empfinden und sie sogar in einen energetischen Schub umsetzen kann. Seine Auszugsfeier ist für heute Abend angesetzt. Vorträge, Alkoholika, der große Gemeinschaftsraum. Ich ertrage es nicht, kann unmöglich hingehen. Es besteht ein reelle Chance, dass ihm in dieser Stimmung der Abschied gut gelingt und mich erneut auf meine Unfähigkeit verweist, soziale Kohäsion herzustellen. Bei mir langweilen sich immer alle – oder noch Schlimmeres.

12. Dezember

Der zweite Wohnheimreader ist erschienen. Häckel nutzt den okkupierten ehemaligen Salon von Ingrid zur Veröffentlichungsveranstaltung und lässt ausgewählte Bewohner aus ihren drögen Texten lesen. Brezner lässt sich so einen Anlass für eine huldvolle Ansprache natürlich nicht entgehen und lobt das Engagement der Autoren und das Niveau der Veröffentlichung. Gelegentlich bin ich doch noch fasziniert von der Leichtigkeit unseres Wohnheimmanagers, über die grundlegende Misere unsere Existenz hinweg zu reden. Dieser ungebrochene Gestus des ‚weiter so‘ und ‚das ist der Beginn unserer Zukunft‘ – die natürlich glänzend ist. Entweder glaubt er es selbst oder nimmt Drogen, die uns vorenthalten werden.

Christiane hat die Veröffentlichung ihres Texts stoisch zur Kenntnis genommen, dabei ist es der Erste seit acht Jahren. Wenn man macht, was einem gesagt wird, gibt es auch keine zuschreibbare Leistung, auch wenn ein Erscheinen im Wohnheimreader genau genommen eh schon keine ist.

13. Dezember

Der Auszugstermin rückt näher. Ich kann mich nur noch schlecht konzentrieren und ein normales Bild im Wohnheimalltag abgeben. Panikattacken überrollen mich, mein Zimmer stellt für mich keinen Rückzugsort mehr dar. Zu sehr ist es für mich schon Teil einer zukünftigen Vergangenheit. Der Ort, den ich demnächst verlassen muss, ohne zu wissen, wie ich es bewerkstelligen soll. Eigentlich ist nicht viel zu tun. Meine Panik vor der konkreten Mühsal der Veränderung hat mich schon zum Zeitpunkt des Einzugs dazu getrieben nicht viel zu verändern, mich, wie man so sagt, gemütlich einzurichten. Ich kann keinen Nagel in die Wand schlagen, ohne daran zu denken, dass irgendwann ein Loch zu kitten ist. Ein Behältnis finden, Spachtelmasse anrühren, die richtige Konsistenz zustande bringen. Mit dem Brei an der Wand herumtupfen, warten bis es trocken ist. Dann das Ganze von vorne, um die Unebenheiten zu kitten, danach glatt schleifen. Alleine der Gedanke daran zermürbt mich, macht mich unfähig irgendetwas zu verändern, was früher oder später nach Rückbau verlangt. ‚Sich einrichten‘ – eine Aktivität, die auf die Zukunft zielt. Sich abmühen, damit es später schöner ist. Ich bin da auf fatale Weise einen Schritt weiter – noch weiter in die Zukunft orientiert: irgendwann muss halt alles wieder auf Stand gebracht werden und dann nicht für ein ‚gemütliches‘ Leben, sondern als Schlussrechnung, als Preis für das Schöne der letzten Jahre oder Monate. Ich hasse es, Kreditnehmer zu sein. Deswegen gab es nie Bilder oder befestigte Wandregale bei mir. Insofern hätte ich nichts zu tun außer Sachen in Kisten packen, streichen und weg. Und sich dann damit auseinandersetzen, wie all diese Artefakte eines Lebens in einem neuen Zimmer platziert werden können. Die nächste Bedrohung.

15. Dezember

Christian will unbedingt beim Auszug helfen. Es meint eigentlich mache er so etwas ja nicht mehr – zuviel Risiko für die Wirbelsäule und er habe inzwischen auch gute Erfahrungen mit Umzugsfirmen gemacht – aber im speziellen Fall sein es ihm ein persönliches Anliegen bei meiner Rückkehr ins Leben dabei zu sein. Mir ist wieder schlecht – wie eigentlich immer in den letzten Wochen. Wie kann ich ihm nur klarmachen, dass es mir unmöglich ist, an diesem Tag einen normalen Menschen um mich zu

haben? Einen, der fröhlich durch die Szenerie springt und immer genau weiß, was als nächstes zu tun ist, während ich mich an eine Bierflasche klammere und auf die Trümmer meines Lebens blicke.

Ich muss ihn anlügen, einen Rückfall vortäuschen, behaupten ich könne jetzt doch nicht raus! Dieses Vorgehen hätte noch einen weiteren Vorteil: voller Scham um diese Lüge würde ich mich nie mehr melden. Es wäre mir schlicht unmöglich mich erfolgreich mit der Notwendigkeit zu konfrontieren diese Notlüge im Nachhinein aufzuklären.

20. Dezember

Ich bin gestern in meinem neuen Heim angekommen – ohne die Hilfe von Christian, der noch immer denkt, ich müsste weiter im Heim ausharren. Keine Auszugsparty, keine Verabschiedung. Mein Stuhl und mein Schreibtisch stehen schon. Ich kann den fallenden Schnee durch das Fenster sehen, das vom Vorbewohner nur mäßig verschmutzt hinterlassen wurde. Ich traue mich nicht aus dem Zimmer. Die beiden anderen Bewohner der Wohnung scheinen nett oder zumindest harmlos und konfliktscheu. Trotzdem habe ich Angst etwas falsch zu machen, nicht gemocht zu werden. Mit steht jede Menge Alltagsabstimmung bevor. Das Wohnheim hat mir dafür sogar eine Lektoratspause eingeräumt. Erst Ende Januar bekomme ich das nächste Manuskript.

23. Dezember

Habe eine Zettel unter meine Zimmertür durchgeschoben bekommen. Ob ich nicht morgen zu einem Weihnachtsumtrunk ins Wohnzimmer kommen möchte. Ich glaube, ich schiebe einen Zettel mit ‚Ja‘ unter meiner Tür durch.

Rezensionen

Christoph Türcke – Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München, C. H. Beck Verlag 2005

Vom Kainszeichen zur Spur. Christoph Türcke über Kritik und Krise der Schrift

Einritzen, Einkerbten, Einstechen. So lautet die ursprüngliche Bedeutung des lateinischen ‚scribere‘, des griechischen ‚graphein‘ oder des hebräischen ‚katab‘. Was sich darin ausdrückt, ist ein Bedürfnis nach Sicherheit, Haltbarkeit und Dauer. Aber was bedeutet das? Sicherlich nicht nur Pragmatisches oder Ästhetisches, vielmehr Existenzielles.

Denn etwas als haltbar erfahren, heißt, dass man sich daran halten kann. Was Bestand hat, gibt mir Bestand, seien es nun Häuser, Werkzeuge, Kleidung oder soziale Beziehungen, vom Geld ganz zu schweigen. Insofern lässt sich aus den ältesten Schriftstücken der sumerischen Kultur aus dem Jahr 3100 v. Chr. vor allem eines herauslesen: Sie halten Abgesprochenes in Schriftform fest und geben dadurch Sicherheit.

Das Sicherheitsbedürfnis, das sich in sumerischen Buchungstabellen artikuliert, markiert einen historischen Bruch. Das bloß gesprochene Wort verliert nämlich seine unverbrüchliche Gültigkeit. Zu komplex ist die Gesellschaft geworden, um noch lebendes Gedächtnis eines jeden Vertragsschlusses zu

sein. Damit tritt aber auch die sakrale Zeremonie zurück. Vormalig bekräftigten Opferrituale oder rituelle Bundesschlüsse den Austausch. Jetzt aber wird er schriftlich fixiert.

Allerdings ist das Sicherheitsbedürfnis, das sumerische Buchungstabern artikulieren, bereits ein hochgradig kultiviertes. Da gibt es längst eine stabile Gesellschaft mit geregelten Abgabe- und Tauschverhältnissen und entwickelter Zukunftsplanung. Das Sicherheitsbedürfnis selbst hat aber viel elementarer angefangen: ohne soziale Stabilität, ohne Planungssicherheit, vielmehr von Schreck zu Schreck, von Gefahr zu Gefahr. Es ist von einem Fluchtimpuls noch gar nicht geschieden. Sicherheit bedeutet nämlich zunächst: verschont werden, Zuflucht finden.

Wenn aber Sicherheit und Schrift vital zusammengehören, dann muss sich das am physiologischen Extremfall zeigen lassen, dann muss Einritzen, Einkerben auf elementare Weise mit Schutz und Schonung zu tun haben.

Das klingt zunächst absurd. Kann man doch in kein Material schneiden, ohne es zu verletzen. Wie soll also die Schrift verschonen, indem sie gewaltsam einschneidet?

Gerade darin besteht ihr großer Kunstgriff. Schrift ist nämlich tief in den traumatischen Wiederholungszwang eingebettet. Wo er sich im sakralen Opferritual zu einem sozialen Vollzug verdichtet und kultiviert, da ist die Urform von Schrift anzutreffen, und zwar der Einschnitt in den eigenen Körper, vor allem den Kollektivkörper. Was eingeschnitten wird, ist das Kainszeichen.

Man liest die Geschichte von Kain und Abel vorwiegend als Archetypus des Brudermords oder ganz allgemein als Geschichte darüber, wozu der Mensch fähig ist; gleichsam als biblische Variante, jenes Satzes des Sophokles aus der Antigone: Vieles ist ungeheuer, nichts ungeheurer als der Mensch. Aber wenn ein Mörder ein Zeichen bekommt, das ihn verschont, dann steckt da etwas anderes dahinter.

Unter den vielen Umgereimtheiten der Geschichte von Kain und Abel ist mit Sicherheit die letzte die größte. Auf Kains Satz, wer mich fände, wird mich erschlagen, antwortet der Herr: Nein, wer Kain erschlägt, das soll siebenfach gerächt werden. Und der Herr macht dem Kain ein Zeichen, auf dass ihn niemand erschlage, der ihn fände.

Beide Brüder sind Allegorien, und zwar Allegorien auf bestimmte Kulturstufen. Der eine betreibt Ackerbau, der andere Viehzucht. Einen dritten Bruder, der für Jagen und Sammeln stünde, lässt der Text vermissen. Auch dreht er die Chronologie der Kulturstufen um. Abel, der jüngere Bruder, ist kulturgeschichtlich der ältere. Das Viehopfer ist älter, als das Opfer der Feldfrüchte. Unabhängig davon, erzählt die Geschichte vom allerfrühesten, und zwar vom Menschenopfer, das allerdings mehrfach verleugnet wird. Was nicht geschehen sein darf, wird erzählt, als wäre es nie geschehen.

Warum nur bekommt der Mörder ein schützendes Zeichen? Der Text bleibt die Antwort schuldig, rührt aber am Nerv jeder Kulturentwicklung: am Opfer. Damit die Naturgewalten nicht über ein Kollektiv herfallen, begeht es selbst Schreckliches. Das ist pervers, „aber in dem elementaren Sinne, dass alle Triebumwendung eine Perversion der Natur ist“, sagt Türcke.⁶ Man muss das Schreckliche selbst tun, um es loszuwerden, und zwar in ritueller Form. Man wiederholt das Grausige, statt es zu fliehen; die Flucht wird zu einer Flucht nach vorn.

⁶ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 27ff.

Der traumatische Wiederholungszwang, der sich im Opferritual manifestiert, ist ein verzweifelt Selbstheilungsmittel, ja Notwehr. Dem Schrecken soll durch permanente Wiederholung der Schrecken genommen werden. Das hebräische Wort Kain fasst beide Momente zusammen: einerseits wird es als Eigenname verwendet, andererseits heißt es Spieß. Es bezeichnet demnach den besonderen Menschen, den das Kollektiv erwählt hat, und die Waffe, die ihn tötet.

So ist der biblische Text gleichermaßen Brandmarkung und Verwischen eines Verbrechens. Sein Motiv ist der kollektive Bewältigungsversuch traumatischer Erfahrung aus dem sich keiner ausnehmen durfte. Das Kainszeichen ist also ein Kollektivzeichen. Ein zur Opfergemeinde verschworener Klan zeichnet sich damit und gibt sich zu verstehen: wir alle sind Todgeweihte.⁷ Jeden hätte es genauso gut treffen können, wie den Auserwählten.

Im Kainszeichen sind Schrift und heilige Schrift noch eins. Das Heilige ist die Interpretationsleistung eines gepeinigten Nervensystems. Die radikalste Umwertung der Werte, die sich denken lässt, nämlich die Gutheißung des Schrecklichen. Aber indem sich am Kainszeichen das Heilige als gewendeter Schrecken offenbart, verrät es auch einiges darüber, wie Zeichen und Bezeichnetes voneinander losgekommen sind. Der traumatische Wiederholungszwang hat beide förmlich voneinander losgerissen, indem er dem Schrecklichen die Bedeutung seines Gegenteils abgewann. Erst die Gutheißung des Schrecklichen hat die Sphäre der Bedeutung aufgehen lassen.⁸

Damit ist das Kainszeichen etwas, das es nach der modernen Zeichentheorie gar nicht gibt: der Signifikant par excellence. In Saussures ‚Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft‘ von 1916 heißt es lapidar, dass das Zeichen ‚unmotiviert‘ sei.⁹ Das heißt, es steht in einer beliebigen, zufälligen Verbindung zum Bezeichneten und hat von daher keinerlei physische oder natürliche Zusammengehörigkeit mit ihm. Man kann nun nicht mehr von einer ‚adaequatio rei et intellectus‘ sprechen, also von einem inhärenten Zusammenhang von Begriff und Sache, als wären beide durch einen inneren oder höheren Sinn aufeinander bezogen. Die diachrone Sprachbetrachtung tritt hinter die synchrone zurück, so dass Sprache nun als ein System von differierenden Zeichen betrachtet wird. Ein Zeichen ist das, was es ist, nur dadurch, dass es von anderen Elementen des Systems differiert, die ihrerseits das, was sie sind, nur dadurch sind, dass sie vom nämlichen Zeichen und untereinander differieren.¹⁰

Das Zeichen vereinigt nun in sich nicht mehr einen Namen und eine Sache, sondern eine Vorstellung und ein Lautbild, d. h. den psychischen Eindruck eines Lautes. Beides, Zeichen und Bezeichnetes, also Lautbild und Vorstellung, verhalten sich dabei völlig arbiträr, also beliebig gegenüber einer natürlichen oder präexistenten Ordnung. Bedeutung und Identität der Zeichen speisen sich nur aus einem System differentieller Relationen, das Sprache als synchronen Zustand darstellt. Sprache steht demnach außerhalb der Natur. Ihre interne Organisation folgt Gesetzen, die sich keinen externen Tatsachen verdanken.

⁷ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 35.

⁸ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 39.

⁹ Vgl. Ferdinand de Saussure: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin 1967 (1916), S. 80.

¹⁰ Vgl. Ferdinand de Saussure: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin 1967 (1916), S. 130.

Aber der Signifikant ist alles andere als unmotiviert. Er ist für Türcke, das Motivierte schlechthin.¹¹ Er setzt nicht grundlos Bedeutung. Dass der reine Geist die reine Lüge ist, hat bereits Nietzsche erkannt.¹² Der Signifikant ist nämlich eine Geburt aus höchster Not. Symptomatisch gesehen ist er höchste nervliche Erregung, die ins Schreckliche solange dessen Gegenteil hineinhalluziniert, bis dessen Gegenteil daraus wird, und zwar Bedeutung, Geist und Vernunft.¹³

Schrift kommt letzten Endes von Gott; in Ägypten von Thoth, in Israel von Jahwe, in Indien von Brahma. In Polynesien sind alle Götter für die Schrift zuständig. ‚Tatau‘ meint ‚Wunden schlagen‘ und gilt als eine Kunst, die die Menschen von den Göttern gelernt haben. So ist auch bei der Urbeschriftung, beim Anbringen des Kainszeichens die Gottheit die führende Hand. Mit ihm schreibt sich das Kollektiv der Gottheit zu, indem es sich ihr als Schutzmacht unterstellt. Einzelne werden sozusagen dem Kollektiv subsumiert, damit sich das Kollektiv einer Schutzmacht subsumieren kann.¹⁴

Schriftzeichen sind deshalb zunächst Eigenzeichen. Ein Kollektiv, das sie sich zufügt, markiert sich als etwas Eigenes und Besonderes, indem es sich als Eigentum einer Schutzmacht markiert. Identität bekommt man letzten Endes nur, indem man in Schutz genommen wird. So wie die Urschrift heilige Schrift ist, so sind die Urworte heilige Worte, und zwar Götternamen.¹⁵ Um sie herum hat sich Sprache und Schrift entwickelt. Sie soll bewirken, dass die heilige Gewalt verschont.

Damit Schrift aber zur profanen Schrift wird, musste zweierlei geleistet werden: Sie musste weg vom Körper und sich auf Alltägliches beziehen. Zeugen dafür sind die kleinen Buchungstafeln aus dem Uruk des vierten Jahrtausends v. Chr. Mit dem systematischen Gebrauch von Piktogrammen, beginnt die profane Schrift. Wo das Bildzeichen aber dem Bedeutungsumfang eines Wortes angemessen wird, wird es Wortzeichen bzw. Logogramm. Aber erst die Einführung von Determinativen, d. h. von Zeichen, die der Kennzeichnung von Begriffsklassen wie etwa Götternamen dienen und damit ermöglichen konsistente Kategorien zu bilden, eröffnet den Weg zur abendländischen Metaphysik.

Dazu bedurfte es allerdings eines neuen Zeichens, und zwar des Lautzeichens. Erst mit der Phonographie wird eine bis dahin nicht gekannte Distanz zum Erzählten geschaffen. Erst mit der Lautschrift lassen sich Mythen vor sich hinstellen und objektivieren. Bereits die Sumerer erkannten, dass sich der Wortlaut eines Nomens von seiner Bedeutung ablösen lässt. Die Lautgebilde, die dadurch entstehen sind zwar zunächst inhaltlich leer, dafür aber multifunktional. Man kann sie nämlich mit verschiedenem Inhalt, mit verschiedener Bedeutung füllen. Die Schrift kehrt sich also gegen sich selbst. Sie tut das, was sie verhindern soll. Der Wortlaut wird von seiner angestammten Bedeutung abgelöst. Der Raum für Erzählung entsteht. Nicht umsonst ist das erste große Erzählwerk der Menschheit, das Gilgamesch-Epos, in akkadischer Silbenkeilschrift geschrieben.

Der auf die Schreibfläche gebannte Mythos ist aber längst nicht mehr der im Heiligtum rezitierte. Schrift wird auf denkwürdige Weise reflexiv und beginnt, sich eine profane Innenarchitektur zu ge-

¹¹ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 43.

¹² Vgl. Friedrich Nietzsche: Der Antichrist, Kritische Studienausgabe Band 6, München 1999, S. 175.

¹³ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 43.

¹⁴ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 48.

¹⁵ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 54.

ben.¹⁶ In dem Maße, wie sie dem menschlichen Körper äußerlich wird, wird sie auch seiner Vorstellungs- und Abstraktionskraft äußerlich: Sie wird im heideggerischen Sinne zum Gestell. In ihr lassen sich nun Repräsentationen feststellen, abstellen und speichern. Schrift wird zu einem Speicher, der Gedanken sichert.

Ein entscheidender Profanierungsschub setzt nun in dem Augenblick ein, in dem man Schrift durch Schrift prüft. Dadurch verliert sie endgültig die Aura des Sakralen. Mit dem schriftlichen Kommentar passiert etwas, das auf Griechisch "krinein" heißt, und zwar scheiden: die Spreu wird ab jetzt vom Weizen getrennt, das Unnütze vom Bewahrenswerten. Im Kommentar wird die Schrift reflexiv, also selbstbezüglich.¹⁷

Damit wird aber auch rüchbar, dass Schrift und Wahrheit nicht dasselbe ist. Platon diskutiert ihr Verhältnis in seinem Dialog ‚Phaidros‘. Nicht nur Zahl und Rechnung, die Messkunst und Sternkunde wie das Brett- und Würfelspiel, habe der ägyptische Gott Theuth (Thoth) erfunden, sondern auch die Buchstaben, heißt es dort. Wie ein Heilmittel, ein Pharmakon, für Verstand und Gedächtnis, sollen sie wirken. König Thamus aber, zu dem Theut gegangen war, um seine Künste anzupreisen, erwidert kritisch, dass sie womöglich das Gegenteil bewirken. Vielmehr werden sie Vergessenheit einflößen und eben nicht das Gedächtnis schulen, sondern nur die Erinnerung. Damit werden die lernenden Seelen aber von der Weisheit weggebracht. Scheinwissen ist die Konsequenz.

Bei Platon gerät die Schrift in ihre erste große Krise. Der mneme, dem Gedächtnis, das die innere Fähigkeit der Seele bezeichnet, Erlebtes und Gedachtes aufzubewahren, wird die hypomnesis gegenübergestellt. In ihr geht es sozusagen nur um die Aufbewahrung von Wissen in einem Gestell. Das lebendige Gedächtnis gerät außer sich, verobjektiviert sich im Buchstaben. Es entäußert sich, wird sich fremd. Denn das äußere Gedächtnis wirkt nun, als sei es das innere, das authentische. Von der Schrift geht also ein Sog aus. Sie verführt und zwar zur Verwechslung von äußerem Aufbewahren mit lebendigem Erfassen, von Scheinwissen und wahren Wissen.¹⁸

Das platonische Denkmuster von Abbild und Urbild bekommt im ‚Phaidros‘ eine schrifttheoretische Deutung. Alles Geschriebene ist bloß Abbild von Gesprochenem. Damit fungiert Schrift aber nicht mehr als Heilmittel des Gedächtnisses. Vielmehr ist sie Symptom zunehmender Entfremdung. Die einzige Möglichkeit, diese zu stoppen, lautet: logon didonai. Wörtlich übersetzt: einen logos geben. Man muss über Thesen Rechenschaft geben, sie mit guten Gründen untermauern oder widerlegen.

Platon ist es nicht entgangen, dass mit der Erfindung profaner Lautschrift eine Erfindung profaner Gedächtnisarbeit stattgefunden hat. Die Schrift gibt es nun mal nicht umsonst. Sie ist Heilmittel und Gift zugleich. Was Platon vor 2500 Jahren thematisiert ist schlichtweg das Verhältnis von Medium und Denken.

Dieses Verhältnis befindet sich heute in einem grundlegenden Wandel. Konnten trotz Veräußerlichung am Schriftgestell Gedanken und Vorstellungen festgehalten, objektiviert, kritisiert, verfeinert und ge-

¹⁶ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 101.

¹⁷ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 108.

¹⁸ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 112.

schärft werden; konnte dem hochfragilen menschlichen Sensorium, seinen Empfindungen und Vorstellungen eine äußere Stütze und damit Halt gegeben werden, so beginnt dieser Halt flüchtig zu werden. Das feste Gestell beginnt zu wanken. Es ist nicht länger Gegengewicht zur flüchtigen Vorstellungswelt, vielmehr ihre Imitation.¹⁹ Schrift hört heute auf, Leitmedium zu sein.

Die neue Macht digital vereinigter Massenmedien liefert das lebendige Gedächtnis an seine Simulatoren aus, an Fernseher und Computer. War gegen den Schriftanimismus noch ein Kraut gewachsen, der logos, so richtet gegen hochtechnologische 3D-Bildgestelle kein logos mehr etwas aus. High-tech Kommunikations- und Bildtechnologien lassen dem menschlichen Sensorium keine Zeit mehr, das Aufgenommene zu verarbeiten. Ein solches Missverhältnis von Reiz und Verarbeitung lässt die Schrift nicht zu. Wer sich für Buchstabenfolgen keine Zeit nimmt, kommt weder zu Sinn noch zu Bedeutung. Schrift verlangt zwar ein nicht hintergebares Minimum an Hingabe. Aber dafür können sich an ihrem starren Gestell flüchtige Eindrücke festsetzen, Reize zur Erfahrungen vertiefen und Vorstellungen zu klaren Gedanken reifen.

Aber nicht nur die audiovisuellen und elektronischen Speicher- und Kommunikationsmedien sind dabei, ihrer Mutter, der Schrift, das Rückgrat zu brechen. Die Entmachtung der Schrift wird auch von intellektueller Seite vorangetrieben. Während im sonnigen Kalifornien und am MIT mit Hypertext und Apranet die digitale Welt von heute vorbereitet wird, legt ein Generalstreik 1968 ganz Paris lahm. Das Faszinierende an diesem Streik war, dass er nahezu ohne zentrale Organisation auskam. Für Gilles Deleuze und Félix Guattari ein Zeichen der Hoffnung. Kollektives Handeln ohne Bevormundung schien möglich zu sein.²⁰

Aber was, wenn die innere Logik der Bevormundung letzten Endes nichts anderes ist, als die abendländische Logik selbst. Und was, wenn dieser Logos aufs engste mit der alphabetischen Schrift verbunden ist. Dann muss die Schrift von einem bestimmten Buchtyp abgetrennt werden, und zwar von dem, der den logos und seine hierarchischen Machtformen immer wieder von neuem befestigt. Dann muss das klassische Buch als Manifestation des Logoentrismus entmachtet werden.

Das ganze Denken des Abendlandes in seiner schriftlich fixierten Form von der Botanik bis zur Theologie ist für Deleuze und Guattari durch die Wissensform des Baumes und ihrer binären Logik gekennzeichnet. Baumsysteme sind hierarchisch organisiert, sie folgen dem Prinzip der Über- und Unterordnung. Dabei werden Subjektivierungsweisen wie Bedeutungen zentral gesteuert.

Die vorherrschende gesellschaftliche Bevormundung ist ihrer Auffassung nach Ausdruck einer dualistischen Logik, die Subjekt und Objekt, Natur und Geist, Linearität und Nichtlinearität, Sein und Werden, gut und böse dichotomisch gegenüberstellt. Vielheit ist so nicht zu fassen. Vielmehr münden Baumsysteme grundsätzlich in einem Einheitsdenken. Man müsse daher, so die Autoren des Pamphlets ‚Rhizom‘, durch jeden Dualismus hindurchgehen, um beim wahren Pluralismus zu landen²¹. Dazu muss aber Denken und Schreiben rhizomatisch werden.

¹⁹ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 124.

²⁰ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 153f.

²¹ Gilles Deleuze / Félix Guattari: Rhizom, Berlin 1976, S. 34.

Selbst die Wörter eines Joyce, schreiben sie, ‚denen man zurecht Vielwurzligkeit nachsagt, brechen die lineare Einheit der Wörter, sogar der Sprache, nur auf, um im gleichen Atemzug die zyklische Einheit des Satzes, des Textes oder des Wissens herzustellen‘.²² Selbst Nietzsches Aphorismen brechen die lineare Einheit des Wissens nur auf, um im gleichen Zuge auf die zyklische Einheit der ewigen Wiederkehr zu verweisen.

Das Rhizom hingegen wäre ein nicht zentrales, ein nicht hierarchisches System ohne einen General, der Bedeutungen und Subjektivierungsweisen allgemeinverbindlich festlegt. Es wäre organisiert wie die Knötchen und Knollen einer Wurzel oder wie ein Rattenbau, und zwar nach allen Richtungen verästelt, ausgebreitet und verbunden. Das Wissensmodell des Rhizoms kennt keine genetischen Achsen, keine Tiefenstrukturen, keine höhere Einheit, kein Zentrum und kein organisierendes Gedächtnis. Es stünde von daher nicht mehr im Dienst von Imitation und Kopie. Worum es dem Rhizom vielmehr geht, ist das Werden aller Art.²³

Dezentral, nach allen Seiten hin offen und wuchernd hören Schrift und Buch auf zentrales Gedächtnis abendländischen Denkens zu sein und verabschieden sich damit aus einer Welt der Identität und Wiederholung zum Zwecke wahrer Differenz und Vielheit. Es gilt Differenz und Wiederholung von ihren Vormündern zu befreien, auf die die Baumlogik sie fixiert hat. Keine Rückführung der Differenz auf ein Identisches, keine Wiederholung einer Struktur, die Identitäten produziert, lautet das Credo.

Einen ähnlichen Frontalangriff auf den abendländischen Logos fährt Jacques Derrida, wenn er versucht Schrift als Spur zu begreifen. Ihm geht es schlichtweg darum, viertausend Jahre linearer Schrift Schicht für Schicht abzutragen, um die Mehrdimensionalität des Denkens wiederherzustellen.²⁴ Dieses Verfahren der Destruierung, Desedimentierung und Zerschlagung aller Bedeutungen, die im abendländischen Logos wurzeln, ist als Dekonstruktion mehr als bekannt geworden.²⁵

Was aber soll zum Vorschein kommen, wenn man die lineare, durch den Logos verstellte Schrift Schicht für Schicht abträgt? Schlichtweg eine unverstellte, nicht mehr auf Linearität, d. h. zeitliche und logische Folgerichtigkeit beruhende Schrift. Das auf strikter Folge beruhende abendländische Denksystem muss aufgebrochen werden, indem die Schrift gegen die Totalität des Signifikats und seiner Präsenz gewendet wird. Die spielerisch-destruktive Kraft der Schrift soll gegen eine Metaphysik der Präsenz gewendet werden, in der die Konstitution von Bedeutung abhängig von einem transzendentalen Signifikat bleibt.

Es gibt letzten Endes keine Stimme Gottes, der Vernunft oder der Natur als letzte Quellen der Bedeutung des Zeichens und damit keinen letzten Grund der Ordnung des Seins, auf den alles Denken und damit alle Differenzen rückbezogen bleiben. Vielmehr bildet den Ursprung jeder Bedeutungsgebung die *différance*, als Bedingung der Möglichkeit jeder Begriffs- und Bedeutungsgebung.²⁶

²² Gilles Deleuze / Félix Guattari: Rhizom, Berlin 1976, S. 10.

²³ Gilles Deleuze / Félix Guattari: Rhizom, Berlin 1976, S. 35.

²⁴ Jacques Derrida: Grammatologie, Frankfurt am Main 1983, S. 152.

²⁵ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 172.

²⁶ Jacques Derrida: Die *différance*, in: Ders., Die *différance*. Ausgewählte Texte, Stuttgart 2004, S. 122.

Allerdings ohne selbst zu sein. Ist sie doch Bewegung und Spur, niemals aber Subjekt geschweige denn Sache oder Substanz. Sie ist jene Bewegung, durch die sich die Sprache, die Schrift, jeder Code und jeder Verweisungszusammenhang als ‚Gewebe von Differenzen‘ konstituiert.²⁷

Ihr Status ist ein transmetaphysischer. Alle binär-hierarchischen Oppositionen, die der abendländischen Metaphysik zugrunde liegen, will sie das Fundament entziehen: Ob nun das Verhältnis zwischen Innen/Außen, Sein/Nichts, Wahrheit/Unwahrheit, Subjekt/Objekt, Vernunft/Wahnsinn, Wesen/Erscheinung, Original/Kopie, Präsenz/Absenz oder das zwischen Sinn/Unsinn, Identität/Differenz, Gut/Böse, Form/Inhalt, Geist/Körper, Natur/Kultur, Allgemeines/Besonderes oder Signifikat/Signifikant, sie alle drücken insgeheim ein Herrschaftsverhältnis aus, das dem Modell von Ursprung und Derivat geschuldet ist. Dieses zu durchbrechen ist die Aufgabe. Schrift muss aus ihrem logozentrischen Korsett befreit werden, um die Andersheit des Anderen phänomenal wieder erfassbar wie erfahrbar zu machen.²⁸

Ihren Charakter als Spur erläutert Derrida am anschaulichsten in seiner Auseinandersetzung mit Freud. In der Schrift ‚Freud und der Schauplatz der Schrift‘ wird Freud als erster Schrifttheoretiker vorgestellt, dem die Durchbrechung des Logozentrismus gelungen sei. In seinem ‚Entwurf einer Psychologie‘ von 1895 hätte er, so Derrida, eine völlig neue Metaphorik bereitgestellt, die es erlaubt, das menschliche Gedächtnis neu zu betrachten. Denn Gedächtnis wird nun verstanden als ‚Bahnung‘ bzw. ‚Bahnbrechung‘. Bei Freud wird ein Konzept von Schrift als Spur deutlich, dass sich aus seiner logozentrischen Umzäunung befreit. Das Zutrauen, das vormals in ihr begründet lag, und zwar die Transparenz des Sinns zu gewährleisten oder das Verhältnis von Vernunft und Erfahrung darzustellen, kann nicht mehr aufrechterhalten werden.²⁹

Vielmehr konstituiert sich Gedächtnis als Haupteigenschaft des menschlichen Nervensystems durch Bahnungen gegen Widerstand. Zur Abfuhr des Erregungsdrucks werden neuronale Bahnen ins Nervensystem getrieben und durch Wiederholung ausgebaut. Und genau in der Differenz der ins Nervensystem gelegten Bahnungen bzw. Spuren besteht der Ursprung des Gedächtnisses und damit des Psychischen. Die Spur als Gedächtnis ist jedoch nie reine Bahnung, die man sich in einer einfachen Präsenz aneignen könnte. ‚Sie ist vielmehr die unfaßbare und unsichtbare Differenz zwischen den Bahnungen‘.³⁰

Insgesamt gibt es für Derrida drei Merkmale, die Freud zu einem Schrifttheoretiker machen: Bahnen zergliedern unbekanntes Gelände und markieren auf diese Weise Differenzen. Solange sie intakt sind, bieten sie Aufschub. Soll heißen, sie verhindern die erregungsmäßige Überschwemmung oder sogar Zerstörung gebahnten Geländes. Und schließlich bekräftigen sie sich durch Wiederholung. Ein Idiom wird nur dann Bestandteil der Sprache, wenn es wiederholt wird. Wiederholung ist also die Bedingung der Möglichkeit von Sinn und Bedeutung.³¹

²⁷ Jacques Derrida: Die *différance*, in: Ders., *Die différance*. Ausgewählte Texte, Stuttgart 2004, S. 124.

²⁸ Vgl. Uwe Dreisholtkamp: Jacques Derrida, München 1999, S. 155ff.

²⁹ Jacques Derrida: *Freud und der Schauplatz der Schrift*, in: Ders., *Die différance*. Ausgewählte Texte, Stuttgart 2004, S. 218f.

³⁰ Jacques Derrida: *Freud und der Schauplatz der Schrift*, in: Ders., *Die différance*. Ausgewählte Texte, Stuttgart 2004, S. 223.

³¹ Vgl. Christoph Türcke: *Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift*, München 2005, S. 173.

Für diese ursprüngliche Differenz lässt sich weder ein Subjekt noch ein Substrat angeben: Das ist die Urspur bzw. Urschrift bzw. wie Derrida sie nennt: die ‚différance‘. Wie der Herzschlag den Herzstillstand verhindert, so die Gedächtnisspur den Nervenzusammenbruch. Der Aufschub bildet zwar das Wesen des Lebens. Aber er ist in dem Sinne nicht das Leben, in dem es als Ousia, als Präsenz, als Wirklichkeit, Substanz oder Subjekt bestimmt wird. ‚Das Leben muss als Spur gedacht werden‘, heißt es bei Derrida, ‚ehe es als Sein, als Präsenz bestimmt wird‘.³² Spur, Wiederholung und Aufschub können also nur im Sinne der ‚différance‘ gedacht werden, d. h. außerhalb jeder Dialektik, Teleologie oder Eschatologie. Sie ist gleichsam eine Abwesenheit, ohne die nichts anwesend wäre. Sie selbst tritt nur über die Spuren in Erscheinung, die sie hinterlässt.

Worum es Derrida insgesamt geht, ist Schrift als energetisches System zu begreifen. Schrift dient nicht, wie Platon, Hegel oder Proust gedacht haben mögen, der nachträglichen Enthüllung einer Wahrheit. Vielmehr erzeugt sie sie. Ihre Arbeit kommt der Arbeit einer bahnbrechenden Erinnerungsspur gleich, ‚die ihren Weg nicht durchläuft, sondern hervorbringt‘.³³ Sie ist eine Spur, die sich selbst ihren Weg bahnt. Sie kann nur metaphorisch begriffen werden, und zwar als ‚wegbahnender Bruch und Einbruch‘ und damit als Eröffnung ihres eigenen Raumes, als Niederschrift einer Differenz in Natur und Materie. Wie eine Straße tut sie einen Wald oder ein Gehölz auf und sorgt damit für die Umkehrbarkeit von Zeit und Raum, d.h. für Gedächtnis.³⁴

Ihre Pointe ist weder greifbar noch identifizierbar zu sein. Sie ist, die sie ist, ist aber nicht, gleichsam einem deus absconditus, der sich jeder Vernunft entzieht. Sie ist jenes Ursprünglich-Nachträgliche, das sich selbst immer schon vorausliegt bzw. hinterherhinkt und sich nicht auf traditionelle Gegensatzpaare Sein-Nichts, Vorher-Nachher oder Präsenz-Absenz zurückführen lässt.³⁵

Jeder, der wissen möchte, wer oder was sie ist, stellt die falschen logozentrischen Fragen. Die ‚différance‘ ist eine Urspur, die allen Differenzen vorausgeht. Sie ist weder natürlich noch kulturell, weder psychisch noch physisch, sondern geht allen bekannten Differenzen notwendigerweise voraus, weil sie sie insgeheim erzeugt. Selbst dem Unmotiviertwerden des Verhältnisses von Signifikat und Signifikant geht sie voraus.

Was Derrida dabei allerdings vergisst, ist, dass es keine intensionslose Schrift gibt. Schrift ist vielmehr der intensionale Sonderfall von Spur.³⁶ Ihre Urintention ist nämlich die Beschwörung einer rettenden und die Abwehr einer vernichtenden Kraft. Kainszeichen sind eine über Leben und Tod entscheidende Notwehrmaßnahme. Als nervliche Notwehrmaßnahme gegen traumatische Erfahrung bahnt sich die Schrift ihren Weg vom ans Ritual gebundenen Kainszeichen über den Mythos zur profanen Schrift. Ihre Urfunktion ist, zum Schrecken Distanz zu schaffen und ihn zu verarbeiten. Schrift wäre demnach die Spur der Bewältigung traumatischen Schreckens und nicht das intensionslose Spiel der différance.

³² Jacques Derrida: Freud und der Schauplatz der Schrift, in: Ders., Die différance. Ausgewählte Texte, Stuttgart 2004, S. 226.

³³ Jacques Derrida: Freud und der Schauplatz der Schrift, in: Ders., Die différance. Ausgewählte Texte, Stuttgart 2004, S. 244.

³⁴ Jacques Derrida: Freud und der Schauplatz der Schrift, in: Ders., Die différance. Ausgewählte Texte, Stuttgart 2004, S. 244.

³⁵ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 174.

³⁶ Vgl. Christoph Türcke: Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift, München 2005, S. 177.

Indiz für diese Vermutung ist, wie heute Schrift als Marke verwendet wird. Hatte im alten Sumer und Ägypten das Ungenügen der Piktographie dazu geführt, dass zunehmend phonographische Elemente in die Schrift aufgenommen wurden, so führt das Ungenügen der Phonographie heute dazu, dass zunehmend wieder piktographische Elemente in den kommunikativen Raum zurückkehren. Das geschah von Anfang an mit dem ökonomischen Kalkül, Massenprodukte an Käufer zu bringen. Mit dem branding durch logos beginnt man die Geschichte der Schrift gleichsam im Zeitraffer rückwärts zu gehen.³⁷ Die Schrift entstammt zwar dem Kult, kehrt heute aber unter veränderten Vorzeichen wieder zu ihm zurück.

Ob der Swoosh von Nike, der Apfel von Apple, der Stern von Mercedes oder das M von McDonald, Schrift wird hier wieder zum archaischen Eigenzeichen. Wo das branding durch eine Marke in die Selbstmarkierung durch eine umfassende Firmenidentität übergeht, da taucht die älteste Dimension der Schrift wieder auf, und zwar sich dem Schutz einer höheren Macht zu unterstellen. Nicht umsonst ist der Swoosh die meistgefragte Tätowierung in den USA. Ohne Logo sein, heißt nämlich unmarkiert sein, ohne Zugehörigkeit, ohne Identität und ohne Schutz. Alles, was nicht durch ein Logo geprägt ist, hinterlässt keine Spur im neoliberalen Gedächtnis.

Während die Schrift als Gestell wegbricht, feiert ein deregulierter Medienabsolutismus und Konsumkapitalismus seinen Siegeszug und ermöglicht die Rückkehr des Kainszeichens als Marke. Und wo das Medium endgültig zur Botschaft geworden ist, da wird das Logo als Identitätsstifter in der Tat unentbehrlich.

Schrift gewinnt unter solchen Bedingungen ihren Elementarsinn von Spur zurück. Ob man sich als Angestellter oder Kunde mit dem Swoosh tätowieren lässt, man tritt in das Kraftfeld einer höheren Macht ein. Das Kainszeichen kehrt zwar unter dem Aspekt der Mode zurück, wird aber zum Symptom einer zunehmend spurlosen Welt. Selbst Behörden kommen heute nicht mehr ohne Logo aus. Aber ob nun Logo, Tattoo, Piercing oder Graffiti, es geht um mehr als bloß um Mode. Es geht um existenzielle Selbstvergewisserung. Um unter massenmedialen Perzeptionsbedingungen überhaupt noch als ein Individuum oder etwas Besonderes wahrgenommen zu werden, muss man sich schlichtweg markieren. Dass man anders ist als die anderen ist im konsumkapitalistischen Alltag schlichtweg eine Frage des Überlebens, gilt doch das Motto: *Esse est percipi*.

Derridas Hypostasierung einer Differenz an sich wie auch Deleuzes' Versuch einer Dekonstruktion des Baumes wäre damit die intellektuelle Kehrseite jenes postkapitalistischen Prozesses, der die Marke als Spur entdeckt und die Differenz um der Differenz willen feiert. Alles Ständische und Stehende wird dekonstruktivistisch verdampft, alles Heilige aufgelöst. Der Versuch, die Differenz als solche zu denken, um der Identitätslogik das Rückgrat zu brechen, macht die Rechnung aber ohne den Wirt: die kapitalistische Markenwelt.³⁸

Michael Löhr

³⁷ Vgl. Christoph Türcke: *Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift*, München 2005, S. 192f.

³⁸ Vgl. Christoph Türcke: *Vom Kainszeichen zum genetischen Code: Kritische Theorie der Schrift*, München 2005, S. 196.

M. Schmidtmayr – Es wird heilige Kinder geben – von braven und heiligen Kindern unserer Zeit, Innsbruck Verlagsanstalt Tyrolia 1935

Biographien der Holy-Flower-Kid-Generation (1903-1926) gelesen von Thomas Glatz



Unter der Flut besonders sonderbarer Bücher stellt der Band ‚Es wird heilige Kinder geben – von braven und heiligen Kindern unserer Zeit‘ ein besonderes Schmankerl dar.

‚War es ein prophetischer Blick, den der heilige Vater Pius X. in die Zukunft geworfen hat, als er mit Bezug auf das Dekret der Frühkommunion das große Wort sprach: „Es wird heilige Kinder geben!“? - Eines ist sicher: Der Papst mit dem großen Geist und dem feinfühlenden Kinderherzen hat den Willen Gottes erfüllt - den Willen, der einst mit unaussprechlicher Liebe das Wort gesprochen hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ Wie der Sonnenstrahl an einem schönen Frühlingmorgen fiel die Einladung des Vaters der Christenheit in die Kinderwelt, und wie die Sonne viele Blümchen hervorlockt, so eilen die Kinder zum Tische des Herrn.‘

War es der Leibhaftige, der Frau Schmidtmayr, die Autorin mit dem großen floralen Geist und dem feinfühlenden Herz für Kinder da geritten hat, als jenes pädagogisch-verquaste Vorwort aus ihrer Feder tropfte? Kleiner Rudi Zobel, du frisches Edelweiß aus den Tiroler Bergen - bitte für Sie!

Wie der Sonnenstrahl an einem schönen Frühlingmorgen gibt Frau Schmidtmayr zunächst jedem heiligen Kind einen besonders poetischen Namen (‚Des Heilands kleiner Sekretär – Peter d´Arielle (1905-1913)‘, ‚Des Heilands Maiglöckchen – Maria Klothilde (1908-1918)‘, ‚Das Schneeglöckchen Jesu-Maria Golling (1915-1924)‘...)

Ausgehend von den Eindrücken, die fromme Eltern, die ein Heiliges Kind ihr Eigen nennen aufgeschrieben haben, zeichnet die Autorin 19 Biographien frommer, frühverstorbenen Kinder aus Frankreich, Italien, Irland, Deutschland u.a. Ländern nach. Schmidtmayrs Buch wendet sich mit dem plausiblen Anliegen ‚die Seele dem göttlichen Licht zu öffnen‘ an Muttis und Erzieher, vor allem aber an Kinder, besonders an Erstkommunikanten. Da Gott die Kinder besonders liebe, habe er die einen früh zu sich genommen, um den anderen, die noch auf Erden weilen, Vorbilder und Freunde im

Himmel zu geben und uns an Beispielen zu zeigen, was Wunderbares die heilige Eucharistie in den Kinderseelen bewirken könne. Das klingt einleuchtend. Doch doch.

Erstkommunikant 1: Fräulein Schmidtmayr, erzählst du uns noch eine von deinen komischen Kommuniongeschichten?

M.Schmidtmayr: Nein, ich bin schon alt. Der Herr Glatz soll sie nacherzählen...

Erstkommunikant 2: Nein, der kann das nicht so gut.

Erstkommunikant 1: Deine Geschichten sind viel gruseliger, und lustiger.

Erstkommunikant 3: Bitte! Bitte!

Herr Glatz: Bitte, Frl. Schmidtmayr, sie machen das wirklich besser als ich. Fassen sie sich ein Herz. Können Sie diesen leuchtenden Kinderaugen ihren frommen Wunsch abschlagen?

(KommunikantInnenenkichern)

M. Schmidtmayr: Nun. Gut. (kramt ihr Buch heraus und beginnt umständlich vorzulesen)

Des Heilands kleines Veilchen

Nelli Organ. 1903-1908. Früh arm und krank. (Räuspert sich) Das Kind wird Klein Nelli ,vom heiligen Gott' genannt. Es waren vier Kinder in der Familie, zwei Knaben und zwei Mädchen, von denen Nelli das jüngste war. Der Vater war Arbeiter. Als die Mutter starb, wurden die Kinder in religiösen Erziehungsanstalten untergebracht. So standen eines Tages zwei arme Mädchen an einem sonnigen Maitag 1907 an der Klosterpforte der Guten Hirtinnen zu Sunday´s-Well in Irland und baten um Aufnahme. Armut und Not schauten aus ihren Augen. Die Krankenwärterin Miß Wall nahm die Kinder in Empfang und konstatierte Keuchhusten. Nun mußten beide ins Spital, sie blieben zehn Wochen dort. In das Kinderzimmer zurückgekehrt, war Nelli bald Liebling aller. Besonders hatte Schwester Immakulata eine große Vorliebe für das Kind. Sie studierte seine Anlagen und fand, daß es außergewöhnlich begabt und frühreif sei. Nelli war verständig und hochherzig, freundlich und liebenswürdig. Sie wollte nichts alleine haben. Die Krankenwärterin gab ihr eine Erdbeere. ‚Iß du erst davon', sagte Nelli, ‚dann nehme ich, was übrig bleibt.' Andererseits war sie auch wieder eigensinnig und launenhaft. Doch hatte dies seinen Grund. Es stellte sich heraus, daß Nellis Wirbelsäule stark gekrümmt war, was dem armen Kinde große Schmerzen verursachte. Man brachte deshalb die Kleine zeitweilig ins Krankenzimmer.

Herr Glatz: Jennifer! Pack bitte deinen Gameboy weg!!!

(M. Schmidtmayr liest von der heiligen Frühkommunion Nellis, die, obgleich das Dekret des Papstes noch nicht erlassen war, von einem rührigen Pater trotzdem zum Tisch des Herrn zugelassen wurde.)

Herr Glatz: Jennifer, bitte!

M.Schmidtmayr: *In der Nacht konnte sie vor Glück nicht schlafen. Sie weckte immer wieder die Wärterin und fragte ob es denn nicht Zeit sei. ‚Die Sternlein sind schon weg. Lieb Mütterchen, es ist Zeit zum Aufstehen, schnell, schnell!'*

Der 6. Dezember 1907 war der glücklichste Tag im Leben der kleinen Nelli. In duftiges Weiß gehüllt wurde sie in die Kapelle getragen und sie empfing den Heiland in der weißen Hostie, dem heiligen Gott. (...)

Sonderbar! Das Kind litt an Knochenfraß, das Kinn war zum Teil schon zerstört und verbreitete einen unangenehmen Geruch. Doch am Tage der Erstkommunion verschwand der Geruch gänzlich.

(KommunikantInnengelächter)

Der schwache Körper siechte täglich mehr an der Auszehrung dahin. Nun wurde ihr die letzte Ölung spendet und die kleine Kämpferin war für die Reise in die Ewigkeit gerüstet.(...)

Eines Tages trug Schwester Magdalena die kleine Patientin auf ihren Armen. In der Meinung, Nelli sei eingeschlafen, sagte sie zu Miß Hall: ‚Wie glücklich ist doch dieses Kind! Es wird geradewegs in den Himmel eingehen, denn es hat noch keine eigentliche Sünde begangen.‘ Da zuckte Nelli zusammen, hob das Köpfchen und wehrte traurig ab: ‚Oh doch, Mutter. Das hab ich doch wohl einmal getan. Ich sagte einmal eine Lüge.‘

Erstkommunikantin 1: Hey. Der Bo-Sung hat mein Lady-Gaga-Lineal geklaut!!!!!!

Herr Glatz: Bo-Sung! Gib Irina-Chantal das Lineal zurück!!!!!!

Erstkommunikant 1: Hab ´s nicht. Doppelschwör.

(Herr Glatz macht sich unter lautem Johlen auf die Suche nach dem verschollenen Lady-Gaga-Lineal)

M.Schmidtmayr (mit salbungsvoller Pfarrer-Mixa-Vortragstimme):*auch die frischen Blumen liebte Nelli, die künstlichen mochte sie nicht. ‚Nimm sie weg‘, sagte sie, ‚sie sind zu steif für den heiligen Gott. Bringe des heiligen Gottes eigene Blumen!‘ ‚Bald wird mein Kindchen selber so eine Blume des heiligen Gottes sein‘, begütigte die Pflegerin, ‚und da droben in Gottes Garten blühen‘.*

Erstkommunikant 2: Warum ist die jetzt eine Blume?

M.Schmidtmayr (unbeirrt):

‚Um was wirst du dann für mich bitten?‘ fragte eine Schwester.

‚Ich werde ihn bitten, euch Blumen zu senden.‘ ‚Ja, Nelli, bitte ihn, mir einige von deinen Blumen zu schicken, mir Seelen zu senden.‘

Nelli erfüllte ihr Versprechen und sandte der frommen Schwester viele kostbare Blumen des heiligen Gottes. (...)

Es war gegen 3 Uhr nachmittags, die Sterbende lag regungslos, dann spielte ein leises Lächeln um ihre Lippen und das reine Seelchen flog zum heiligen Gott.

Das Veilchen des Heilandes war verblüht, aber sein süßer Duft wehte noch um das Grab und durch alle Klosterräume. Das kleine Grab auf dem Sankt-Josefs-Friedhof wurde ein Heiligtum, zu dem viele pilgerten, die klein Nelli um ihre Fürbitte anflehen wollten; bald behaupteten viele, dort Hilfe und reichen Trost für die Seele gefunden zu haben. Nach einem Jahre wurde das Grab geöffnet. Zum Erstaunen aller zeigte sich die kleine Leiche völlig unversehrt. Die Finger waren biegsam, das Haar war scheinbar gewachsen. Nun wurde Nellis Leichnam im Klosterfriedhof zum Guten Hirten beigesetzt, es war am 8. September 1909. Kinder und Schwestern legen noch immer Veilchensträuße und Kränze auf das Grab, und denken dabei an das Veilchen des Heilands, Nelli vom heiligen Gott.

Herr Glatz: Vergelt ´s Gott, Frau Schmidtmayr...

Wer mehr dieser, zwischen geschmacklos-makabrem, bizarr-floralem, katholizistisch-neurotischem und historischem Kid-Faith angesiedelten Short-Stories lesen möchte, dem sei die Apostolische Administration Innsbruck empfohlen. Die hat dem Bändchen 1932 eine Imprimatur vorangestellt, die darauf hin-

weist, daß *alles, was in Bezug auf Wunderbares und dergleichen gesagt wird, rückhaltlos dem Urteil der heiligen Kirche anheimgestellt wird. Die Bezeichnungen ‚selig‘ und ‚heilig‘, soweit sie auf Lebensbilder von Kindern angewendet werden, über deren Tugenden die Kirche noch nicht entschieden hat, wollen in keiner Weise den Urteilen des Heiligen Apostolischen Stuhles vorgreifen‘.*

Also, mal die Jungs von der Apostolischen Administratur zu Innsbruck fragen, ob man das Buch oder andere Schmidtmayr-Titel noch beziehen kann. Vielleicht können die weiterhelfen.

Thomas Glatz

Find the right track

Die Musikindustrie ist in der Krise. Der Wirtschaftszweig, der sich der wirtschaftlichen Verwertung des kulturell Neuen verschrieben hat, hat einen Schritt in der technischen Evolution verpasst. Zu groß war die Angst vor der unkontrollierten Verbreitung ihrer Produkte, denn genau an dieser Schnittstelle liegt die Werterzeugung im klassischen Geschäftsmodell der Medienkonzerne: in der Erhebung von Distributionsgebühren. Das Einräumen von Nutzungsrechten war mit einem physischen Verkaufsvorgang gekoppelt – mit all seinen bereits existierenden Kontrollen und symbolisch-psychologischen Mechanismen. Soll heißen: der Kauf von Tonträgern war mit den üblichen Strukturen des Einzelhandels gegen Diebstahl abgesichert und der Akt an sich konnte die mehr oder minder sinnstiftenden Mechanismen jedes beliebigen anderen Konsumvorgangs erfüllen. Daher die Angst vor dem Digitalen, einer Codierungsform, die anders als ihre Vorgänger die verlustfreie Kopie ermöglicht und dann auch deren Spiegelung ins potentiell Unendliche. Den ersten technischen Schritt in diese Richtung machten in den späten achtziger Jahren sogenannte DAT-Rekorder, die nach dem Willen der Hersteller eigentlich die analoge Kompakt-Kassette ablösen sollten. Der Druck der Phonoindustrie führte zu Geräten, die kein freies Kopieren zuließen – ein schwacher Ersatz für die alten Tapes und ein Desaster für das Format, das in den Neunzigern denn auch nur ein Nischendasein führte. Das erfolgreiche Abwürgen des ersten verlustfreien Distributionsmediums ermöglichte der Musikindustrie die Fortführung ihres alten Geschäftsmodells. Um so härter trafen CD-Brenner, mp3 und Internet eine Industrie, die keine Strategie für ein Leben jenseits der CD und deren sozialen Absicherungsmechanismen entwickelt hatte und um so verlorener erwies sich eine Kundengeneration, die noch einmal auf einen tonträgerorientierten Konsumptionsstil hin erzogen worden war. Auch wenn man dem Diktum Marshall McLuhans ‚The Medium is the Message‘³⁹ im Falle von physischen Tonträgern nicht folgen will, bleibt die Feststellung, dass sich der traditionelle CD-Hörer bei der kognitiven Organisation seiner Phono-Bibliothek ganz anders verhält, als der reine mp3-Konsument.

Ab einer gewissen Bestandsgröße wird nämlich die Entscheidung zur Frage ‚was will ich jetzt hören‘ unter mannigfaltigen Kriterien getroffen. Am Anfang steht ein diffuses Gefühl, eine Stimmungslage, die durch den Einsatz von akustischer Ausgestaltung der Lebenswelt zu stärken oder zu bekämpfen ist. Ist das Angebot groß, fällt die Wahl nicht immer leicht. Die Systematik des Auffindens ist dabei ein Prozess, der recht tief in der eigenen Lebensorganisation verankert ist und sich bei Tonträgerbesitzern

³⁹ Marshall McLuhan – Die magischen Kanäle. Understanding Media, Basel 1964, S. 21ff.

auch in den kognitiven Ebenen ‚räumliche Anordnung‘ und Gestaltung der Cover bewegt. Es sind Aspekte mit einer historischen Genese, die auf Eigenschaften aufsetzen, die nur physischen Tonträgern zukommt. Der traditionelle Sammler verliert also mehr als seine Investitionen in ein konsumtives und repräsentatives Gebilde. Er verliert die selbst erarbeitete Orientierung in seiner ästhetischen Welt. Als alter Platten- oder CD-Nutzer weiß ich eben, wo meine Led Zeppelin-Platten stehen, wie sie gereiht und in welchem Kontext sie gestellt sind. Bin ich auf der Suche nach Johnny Cash, weiß ich wenigstens, dass seine späten Veröffentlichungen alle in Schwarz gehalten sind. Ich bewege mich in imaginierten und über die Jahre selbst gestalteten Räumen, die nicht ohne weiteres aufgegeben werden können. Mehr noch: diese Räume stellen eine mühsam hergestellte kulturelle Repräsentation meiner Selbst dar, die Besuchern zumindest als räumliches Konstrukt zugänglich sind und ein Ausweis meiner kulturellen Kompetenz darstellen. Da diese Art der Repräsentation zweifelsfrei auch Elemente mehr oder minder bewusster sozialer Differenzierung darstellen⁴⁰, kann man diesen Wandel mit einem gewissen Recht ein demokratisierendes Moment zuschreiben. Er stellt darüber hinaus auch eine Rückkehr der Musik zu sich selbst dar. Die jeweilige technologische Lösung des Distributionsproblems bei Popmusik hat immer die Form des Gesamtprodukts mitgeprägt. Die großformatige Vinylplatte hat unweigerlich die Frage nach der optischen Gestaltung des Werks nach sich gezogen – ein Problem, das nicht zwangsläufig eines ist, das sich aus der Sicht des Musikschaftenden stellt. Das technische Produkt ‚Album‘ in seiner Vinylform prägte letztlich über 25 Jahre die Inhalte durch die Teilung in zwei bepressbare Seiten, seine Größe und seine zeitliche Ausdehnung. Popmusik war damit immer auch geprägt von ihrer jeweiligen Form der Verbreitung. Bei einem elektronisch basierten Medium treten diese Aspekte in den Hintergrund – und ein kognitiver Anker fällt weg. Ich kann mein musikalisches Erleben nicht mehr anhand optischer Anker sortieren. Eine moderne Musiksammlung sieht nicht anders aus als ein Dateiserver in einer Firma. Der postmoderne Musiksammler ist damit auf Kompetenzen angewiesen, die sich nicht mehr von anderen Formen abstrakter struktureller Kategorisierungsleistung unterscheiden. Und seine Freunde können beim Weihnachtsumtrunk nicht mehr auf Anhieb sehen, wie sich sein Musikgeschmack so entwickelt hat. Sie müssen schon fragen oder den iPod auf shuffle stellen.

⁴⁰ Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1987.

Aus dem Plattenarchiv

Bullet Lavolta – Swandive (1991)

1991, Abends in der Bierstube, einer studentisch geprägten Trinkboutique im Norden von München. Nach einem Plattentipp befragt, fällt der Name Bullet Lavolta, insbesondere deren CD Swandive. Diese Aussage fällt in einer Phase und einem Milieu, in dem Angaben dieser Art unbedingt erläuterungspflichtig sind. Im Nachhinein könnte man durchaus auf dem Verdacht nachgeben, dass die Frage nach dem, was denn aktuell so Empfehlenswertes zu hören sein, damals eher einen Einstieg darstellte. Einen Einstieg in einen mehr oder minder umfassenden Test kultureller Kompetenz, ein Tasten, wer man ist und wie Viel davon. Ein Wettbewerb, der nie als solcher benannt wurde, sondern eine ständige Selbstentäußerung und Selbstbehauptung darstellt. Sage mir, was du hörst und warum, und ich kann dich verorten, einschätzen, beurteilen.⁴¹ Bullet Lavolta war unter diesen Gesichtspunkten als Einstieg keine schlechte Wahl. Von Fanzine-Schreibern wurde die Band durchgängig wegen ‚The Gift‘, dem Vorgänger von ‚Swandive‘ respektiert. Aber trotzdem noch kein Durchlaufen erfolgreicher Diffusionsprozesse innerhalb der Gemeinde von gitarrenorientierten Independent-Hörern. Also Ausweis tieferer Kenntnis dessen, was gerade so gehört werden muss. Trotzdem natürlich die Frage des Gegenüber nach dem Warum. Die damalige knappe Erklärung stützte sich vor allem auf eine historisierende und kanonisierende Sichtweise dessen, was so in den CD-Spieler kam. Es gebe – so der Ansatz – im Prinzip zwei Möglichkeiten sich als Künstler mit seinem Werk in der Popmusik für eine tiefere Rezeption zu empfehlen: entweder man ginge neue ästhetische Wege oder man mache auf bestehendem Terrain das Gegebene einfach besser. Für Bullet Lavolta träfe – mit Bezug zum Feld ‚Punkrock‘ das Zweitere zu. Die Antwort wurde als zufriedenstellend eingestuft – und mit ihr die Setzung, dass popkulturelle Produktion am Besten in der Differenz zu ihrem jeweiligen Feld zu rezipieren sei.⁴²

Keine ganz selbstverständliche Annahme, zeigte sich diese neue Form jugendorientierter kultureller Produktion in ihren Anfängen doch eher als zutiefst ahistorisch – zumindest nach ihrem eigenen Selbstverständnis.⁴³ Für jede Generation musste Musik quasi neu in die Welt kommen – eine Revolte für die, die ihren Weg in die Welt finden müssen. Spätestens mit den Entwicklungen der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts begann Pop jedoch ‚alt‘ zu werden, sich zu kanonisieren und ‚Klassiker‘ zu bilden, die als Orientierungssinseln Verortungskriterien für Neuproduktionen wurden. Typisch für diese Phase ist das Moment des Vergleichs (‚kling wie‘) und der Gruppenabgrenzung gegeneinander (die ‚Mods‘ gegen die ‚Rocker‘). Das Neue kann seit dieser Zeit auch als Gegenbewegung zum Alten gelesen werden. Das Schema hegelscher Geschichtsentwicklung als Schablone auf die Fortschreibung des Pop gelegt. Das tut einer bunten und verästelten Entwicklung zwar Gewalt an, macht aber trotzdem Spaß im Sinne eines rudimentären epochalen Begreifens. Psychedelic beats Beat. Hardrock beats Psychedelic. Stadionrock beats Hardrock. Punk beats Stadionrock. New Romantics beats Punk. Hip

⁴¹ Nicht, dass diese Figur etwas von ihrer aktuellen Erfahrbarkeit verloren hätte. In den meisten Fällen haben sich nur die Bezugssysteme in Richtung Film, Literatur, Kunst oder Berufsspezifika verschoben.

⁴² Und nicht nur das: Integriert ist ebenfalls die Vorstellung es gäbe Kernelemente eines Stils, die sich einer Beurteilung unter dem Maßstab ‚Qualität‘ nicht entziehen. Dass es dabei kaum um eine Frage handwerklicher Virtuosität handeln kann, dafür ist Popkultur als Ganzes Beleg.

⁴³ Vgl. Johannes Ullmaier: Pop shoot Pop. Über Historisierung und Kanonisierung in der Popmusik, Rüsselsheim 1995, S. 7ff.

Hop beats all. Techno auch. In einem Zyklus von fünf Jahren entwickelten sich These und Antithese, verschmolzen zu neuen Formen. Und dann: In den neunziger Jahren verläuft sich der breite Strom des Mainstream in den Verästelungen eines subkulturell ausdifferenzierten Mündungsdeltas. Die Idee der Antithese verliert in einer Phase neu angeeigneten Recyclings und Stilkombinatoriken seine Aussagekraft. Hegel als Irrtum, als eine Fackel, die nur eine kurze Phase von Pop einigermaßen plausibel beleuchten konnte. Die letzten 20 Jahre scheinen eher eine Betrachtung nahe zu legen, die Nietzsche plündert: die ewige Wiederkehr des Gleichen. Popkultur als ein zirkuläres Phänomen, in dem das ehemals explosionsartig entwickelte Feld in rekombinierenden Suchbewegungen wieder und wieder durchschritten wird. So gesehen wäre unsere Generation – die heute vierzigjährigen – die letzte, die aus der Phase der umgreifenden antithetischen Figur popkulturellen Habitus stammt. Um bei Nietzsche zu bleiben: die letzten Menschen, die ihre Musik als Teil ihres spezifischen Wegs in die Welt begreifen und sie damit ernst nehmen konnten. Eigentlich ein Modell, dessen zersetzendes Gift, die komplette Negation des Punk in den Jahren nach 1977 schon gesetzt hatte. Die in den frühen neunziger Jahren mitschwingenden und geahnten Probleme mit der Frage der Authentizität und angemessener Repräsentation legen dann das Misstrauen Nietzsches gegenüber dem ‚Realen‘ nahe. Wenn man um die Beliebigkeit weiß – quasi als eingelagerte Erfahrung der letzten 20 Jahre – wird aus dem Vollzug des Weltgeistes schnell individuell gewählter Lebensstil ohne historisierende Bezüge. Man ist nicht mehr Träger einer generationalen Entwicklung zum Besseren (oder Schlechteren), sondern schaut wo man und vor allem wie man bleibt.

Bullet Lavolta selbst erscheinen zu einem Zeitpunkt auf der Bühne, zu dem diese Kehre sich zu vollen Wirksamkeit aufschwingt. Swandive erscheint am selben Tag wie Nirvanas ‚Nevermind‘, das den Grunge auf den Weg zu einem breiteren Publikum bringen wird, eine punkinspirierte Form des Rock, der vor allem seine eigene Erschöpfung thematisiert und am Ende vollstrecken wird. Obwohl Swandive zumindest in Europa auf Sup Pop erscheint, der Plattenfirma, die wie keine andere die Protagonisten des Grunge groß gemacht hat, ist sie ein Ausläufer der Bostoner Variante des Hardcore, einem der vielen Bastarde, die Punk in den achtziger Jahren in den USA geboren hat. Schon unter Industriebedingungen produziert, hat sie alles was eine Platte braucht, die nichts anderes will, als auf die zwölf treffen. Sie funktioniert auch heute noch. Ohne Verortung, ohne Bezug zu dem Feld, in dem sie entstanden ist und in mäßigem Umfang rezipiert wurde.

Zum heiteren Schweinchen

Rote Bete-Suppe mit Kokosmilch

Zubereitungszeit: 30 Min.

Schwierigkeitsgrad: leicht

für 2-4 Personen

Zutaten:

3-4 Rote Bete, klein gewürfelt

2-3 Kartoffeln, gewürfelt

1 Karotte, in dünne Ringe geschnitten

1 Lauchstange (grüner Teil), in dünne Scheiben geschnitten

1/4 Knollensellerie, gerieben

2-3 Blätter Sellerie, klein geschnitten

1/2 Petersilienwurzel, gerieben

2-4 Broccoliröschen

2-4 Blumenkohlröschen

1/3 Glas Erbsen (TK)

2-3 Knoblauchzehen, klein geschnitten

1 Dose Kokosmilch

Gewürze: 1 Lorbeerblatt, 2 Pimentsamen, 1/2 TL gemahlener Kreuzkümmel, frisch gepresster Saft aus

1/2 Zitrone, Meersalz, frisch gemahlener Pfeffer, scharfes Paprikapulver, Sojasoße, Hot Curry Paste

Zubereitung:

Rote Bete, Kartoffeln, Lorbeerblatt und Pimentsamen in kochendes Wasser geben, Hitze reduzieren und 5-7 Minuten köcheln lassen.

Das Suppengrün nacheinander abhängig von der Kochzeit in die Suppe geben und köcheln lassen, bis das Gemüse gar ist.

Knoblauch und Kokosmilch dazugeben und die Suppe aufkochen lassen. Vom Herd nehmen, 1-2 Schöpflöffel Gemüse zur Seite stellen, den Rest grob pürieren, das übrige Gemüse dazugeben, abschmecken und servieren.

Anna Serafin

